Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 37/39 — Gotha, 17. September 1925 — 39. Jahrgang

Inhalt: Botschaft der Weltkonferenz für Praktisches Christentum. Stockholm 1925 — Das Buch Daniel. 4. Die rechte Auslegung — Randbemerkungen zum Entwurfe des neuen Strafgesetzbuches — Die Lehren der Geschichte über den Konflikt zwischen Moral und Politik (Meinecke, Die Idee der Staatsraison). 4. Hegel, 5. Ranke und Treitschke — Völkische Selbstbesinnung. 1. Das Problem der Individualität, 2. Das Lebensproblem — Die Christen und die Andern in Frankreich — Die Nestorianer — Aus England — Pfarrertagung der Evangelisch-Sozialen Schule in Spandau — Die Luthergesellschaft in München — Verschiedenes: Händel (Leichtentritt); Geschichtliche und übergeschichtliche Religion (Dibelius); Zur Beurteilung des Propheten der Mormonen (van der Valk); Kleine Mitteilungen — Aus Zeitungen — Wöchentliche Chronik — Versammlungskalender — Unser Heim — Anzeigen

Botschaft der Weltkonferenz für Praktisches Christentum

Stockholm 1925

1

1. Die Allgemeine Konferenz der Kirche Christi für Praktisches Christentum, versammelt in Stockholm vom 19. bis 30. August 1925 und beschickt von Vertretern der meisten Kirchen aus 37 verschiedenen Völkern der alten und der neuen Welt, des nahen und des fernen Ostens, richtet hierdurch eine brüderliche Botschaft an alle Nachfolger Christi mit der herzlichen Bitte, sich in Gebet, Bekenntnis und Dank, in Denkarbeit und Dienst mit der Konferenz zu vereinen. Wir bedauern, daß nicht alle christlichen Kirchen es für möglich hielten, die Einladung anzunehmen. Denn angesichts der lebenswichtigen und weitreichenden Fragen, mit denen wir uns beschäftigt haben, müssen wir ein Zusammenarbeiten aller Teile der Kirche Christi erhoffen; das Zeugnis und der Einfluß der Konferenz wären sonst unvollständig.

2. Durch Arbeit und Gebet christlicher Männer und Frauen ist unsere Konferenz seit fünf Jahren vorbereitet worden. Ernstes Bemühen um engere Verbindung zwischen den Kirchen hat der Konferenz den Weg bereiten helfen. Sie hat sich als der bisher umfassendste Ausdruck der Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Kirchen über die Grenzen von Nation und Konfession hinaus erwiesen. Die Sünden und Sorgen, Kämpfe und Verluste der christlichen Kirchen in und nach dem Kriege haben sie zu der beschämenden Erkenntnis geführt, daß gegenüber einer in sich uneinigen Christenheit die Welt die Übermacht hat. Unter Beiseitelassung aller Fragen des Bekenntnisstandes und der Kirchenverfassung hat die Konferenz sich das Ziel gesetzt, sich in gemeinsamer praktischer Arbeit zu betätigen. Die Konferenz ist bei alledem, so weithin sichtbar sie auch in die Erscheinung trat, ein erster Anfang.

3. Wir bekennen vor Gott und der Welt die Sünden und Versäumnisse, deren die Kirche sich durch Mangel an Liebe und mitfühlendem Verständnis schuldig gemacht hat. Menschen, die mit Ernst nach Wahrheit und Gerechtigkeit trachteten, haben sich von Christus ferngehalten, weil seine Nachfolger ihn vor der Menschheit so unvollkommen vertreten haben. Der Ruf der gegenwärtigen Stunde an die Kirche muß deshalb ein Bußruf sein und doch auch ein Ruf zu einem freudigen Neuanfang aus der unerschöpflichen Kraftquelle Jesus Christus.

4. Es erfüllt uns mit tiefster Dankbarkeit, daß nach Gottes gnädigem Willen und geleitet durch seinen Geist die Vertreter so vieler christlicher Gemeinschaften zusammengeführt worden sind, daß sie in solcher Gemeinschaft ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe zu ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus erneuert haben. Es erfüllt uns mit tiefer Dankbarkeit, daß wir, trotz deutlich vorhandener starker Verschiedenheit des Standpunktes, imstande gewesen sind, uns über so viele schwere Fragen in Wahrheit und Liebe auseinanderzusetzen und dabei auch jene Rücksichtnahme auf den Anderen zu üben, wie sie nur der Geist Gottes schenken kann. Wenn wir alle zusammen, ein jeder in seiner Muttersprache, das Gebet des Herrn beteten, dann wurden wir unseres gemeinsamen Glaubens froh und erlebten wie nie zuvor die wahre Einheit der Kirche Christi.

2

5. Die Konferenz hat unsere Hingabe an den Herzog unserer Seligkeit vertieft und geläutert. Auf seinen Ruf hin: „Folge mir nach" haben wir unter seinem Kreuz die Pflicht anerkannt, sein Evangelium auf allen Gebieten des menschlichen Lebens zu der entscheidenden Macht zu machen — im industriellen, sozialen, politischen und internationalen Leben.

6. So haben wir auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens uns dazu bekannt, daß die Seele der höchste Wert ist, der den Rechten des Besitzes oder dem Mechanismus der Industrie nicht untergeordnet werden darf, und daß die Seele als ihr Grundrecht das Recht auf ihre Rettung beanspruchen kann. Wir kämpfen deshalb für eine freie und vollkommene Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit. Im Namen des Evangeliums haben wir von neuem betont, daß die Industrie sich nicht gründen darf auf den bloßen Wunsch nach persönlichem Gewinn, sondern daß sie als ein Dienst an der Gemeinschaft das Eigentum als ein anvertrautes Gut ansehen muß, für das wir Gott Rechenschaft schuldig sind. Zusammenarbeit muß an die Stelle einer nur selbstsüchtigen Konkurrenz treten. Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollen in die Lage versetzt werden, ihren Anteil an der Industrie als Erfüllung ihres Berufes anzusehen. So allein kann das Wort unseres Herrn befolgt werden: „Alles, was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut Ihr ihnen auch!"

7. Wir haben alsdann die moralischen und sozialen Fragen behandelt: Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Unsittlichkeit, Alkoholmißbrauch und Verbrechen. Wir sind da zu der Erkenntnis geführt worden, daß diese schweren Probleme nicht aus der Kraft des Einzelnen wirklich gelöst werden können, sondern daß die Gesamtheit die Verantwortung hierfür übernehmen und eine soziale Kontrolle über die individuellen Handlungen insoweit ausüben muß, als dies in jedem einzelnen Fall für das allgemeine Wohl notwendig ist.

Wir haben uns auch mit den Fragen beschäftigt, welche aus einer höheren Wertung der Persönlichkeit der Frau, des Kindes und des Arbeiters auf dem Gebiet der Erziehung, der Familie und des Berufes stammen. Die Kirche soll nicht für die Rechte des Individuums als solchen, wohl aber für die Rechte der sittlichen Persönlichkeit eintreten, da alles, was Mensch heißt, reicher wird durch die volle Entfaltung jeder einzelnen Seele.

8. Wir haben die für die internationalen Beziehungen maßgebenden christlichen Gedanken durchberaten, die von völkischer Selbstvergötterung ebensoweit entfernt sind wie von einem matten Kosmopolitismus, dem jedes beliebige Land gleichviel bedeutet. Wir haben die Verpflichtung des Einzelgewissens dem Staat gegenüber betrachtet. Wir haben den universalen Charakter der Kirchen und ihre Pflicht, die Bruderliebe zu predigen und auszuüben, anerkannt. Wir haben das Rassenproblem, die Frage nach Recht und Schiedsgerichtsbarkeit sowie nach der Herstellung einer internationalen Ordnung untersucht, die friedliche Methoden zur Entfernung der Kriegsursachen enthalten könnte. Fragen, welche uns in der Tragik unserer Lage so tief berühren. Wir bitten die Kirchen, ein Gefühl zu haben für die Schrecken des Krieges, wie auch für seine Unzulänglichkeit für die wirkliche Lösung internationaler Streitfragen, und dafür zu beten und zu arbeiten, daß unter dem Szepter des Friedefürsten „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen".

9. Wir haben nicht versucht, genau formulierte Lösungen zu geben, haben auch nicht durch Abstimmungen die Ergebnisse unserer freundschaftlichen Aussprache festgelegt. Hierzu hat uns nicht nur die tiefe Achtung vor den Überzeugungen anderer Menschen oder Gruppen bestimmt, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß die Kirche Grundsätze und Ideale aufzustellen hat, es aber dem einzelnen Gewissen und den einzelnen Gemeinschaften überlassen muß, mit Liebe, Weisheit und Mut nach der Anwendung jener Grundsätze zu suchen.

3

10. Wenn aber dies Ziel erreicht werden soll, muß die dringende Notwendigkeit einer Erziehung anerkannt werden, und zwar sowohl einer Erziehung des Einzelnen durch die Kirche, damit der Einzelne in allen diesen Dingen sich ein christliches Urteil bilden kann, wie auch eine Erziehung der Kirchen selbst durch Denkarbeit, Austausch und Beten, so daß sie in den Stand gesetzt werden, in immer wachsendem Maße die Gesinnung Christi zu erfassen, vom Geist der Wahrheit in alle Wahrheit geleitet. Wir erkennen an, daß die Wurzel des Übels in dem menschlichen Willen liegt. Wir betonen daher mit aller Deutlichkeit, daß dieser Wille dem hohen und heiligen Gotteswillen unterworfen werden muß, dem zu dienen vollkommene Freiheit bedeutet. Auch christliche Gedanken und Ideale als solche können die Welt nicht retten, wenn sie von der persönlichen Kraftquelle, dem Vater unseres Herrn Jesu Christ getrennt, oder wenn sie nicht in das persönliche Leben des Gläubigen voll aufgenommen werden.

11. Wir richten diesen Aufruf in erster Linie an alle Christen. Jedermann soll, seinem eigenen Gewissen folgend und seine Überzeugung ins praktische Leben umsetzend, seine volle Verantwortung für das Tun des

Willens Gottes auf Erden und für die Arbeit an Gottes Reich einsetzen. Er soll in voller Treue zu seiner Kirche seinen Anteil an der weiteren Gemeinschaft und Zusammenarbeit der christlichen Kirchen suchen, für die unsere Konferenz Verheißung und Unterpfand ist. Aus dieser weltweiten Gemeinschaft heraus möchten wir allen denen einen Gruß besonderen Mitgefühls senden, die ihren christlichen Beruf nur unter Verfolgungen und schweren Prüfungen ausüben können, und möchten sie trösten mit dem Hinweis, daß sie dadurch in die Leidensgemeinschaft mit Christus eingetreten sind.

12. Indem wir diesen Appell in erster Linie an die Kirchen richten, erkennen wir dankbar an, daß wir auf diesem heiligen Wege auch Verbündete finden.

Wir richten unser Auge auf die jungen Menschen in allen Ländern. Wir haben mit herzlicher Freude von dem Streben und Ringen der Jugendbewegung vieler Völker um eine bessere Gestaltung des Gemeinschaftslebens gehört. Den Eifer und die frische Kraft der Jugend möchten wir völlig einstellen in den Dienst des Reiches Gottes.

Wir gedenken ferner an die, die auf irgendwelchem anderen Wege nach der Wahrheit suchen, und bitten sie um ihre Hilfe. Da Christus die Wahrheit ist und den Geist der Wahrheit verheißen hat, so möchte die Kirche Christi jeden Fortschritt im Denken und inneren Erfassen willkommen heißen. Insbesondere erbitten wir die Mitarbeit der Lehrer und Forscher, die in ihren besonderen Gebieten die Erkenntnis erfolgreich fördern. Ohne sie können wir die vor uns liegenden Fragen nicht lösen.

Wir richten diese Botschaft im Namen des Menschensohnes, des Zimmermanns von Nazareth, auch an die Arbeiter der Welt, voll Dankbarkeit gegen alle, welche unter den heutigen schwierigen Verhältnissen ihr Handeln durch Jesus Christus haben bestimmen lassen. Wir beklagen die noch vorhandenen Ursachen von Entfremdung und mangelndem Einvernehmen und wollen sie zu beseitigen suchen. Wir teilen ihr Streben nach einer sozialen Ordnung, in der durch Gerechtigkeit und Brüderlichkeit die Möglichkeit für eine Entwicklung jedes Einzelnen und des ganzen Menschengeschlechtes nach Gottes Willen gesichert ist.

13. Unsere Konferenz ist nur ein Anfang, aber wir können nicht auseinandergehen, ohne irgendwelche Vorkehrungen für die Fortführung des so glücklich begonnenen Werkes zu treffen. Wir haben uns deshalb entschieden, einen Fortsetzungsausschuß zu bilden, der das Begonnene weiterführen, die verschiedenen hier gemachten Vorschläge weiterberaten und zur Ausführung bringen, die Möglichkeit der künftigen Einberufung einer weiteren Allgemeinen Konferenz prüfen und insbesondere die ferneren Schritte tun soll, um die schweren Fragen, die uns beschäftigt haben, weiter zu durchdenken, unsere eigene Arbeit an diesen Fragen zu fördern und mit alledem jener Selbsterziehung der Einzelnen und der Kirchen zu dienen, die das Fundament ist für das Urteilen und Handeln. Sollten wir nicht hoffen dürfen, daß durch die Arbeit dieser Körperschaft und durch die wachsende Gemeinschaft und Zusammenarbeit der Christen aller Völker in Einem Geiste unsere Einheit in Christus der Welt mehr und mehr im Leben und im Wirken offenbar werden?

14. Nur soweit wir, jeder Einzelne, durch Innerlichkeit zur Einheit gelangen, werden wir zur wahrhaften Geistes- und Gesinnungseinheit vordringen. Je näher wir dem gekreuzigten Christus kommen, um so näher kommen wir einander, wie verschieden auch die Farben sein mögen, in denen unser Glaube das Licht widerstrahlen läßt. Unter dem Kreuze Jesu Christi strecken wir einander die Hände entgegen, denn der gute Hirte starb dafür, daß er die zerstreuten Kinder Gottes zusammenführe. In dem gekreuzigten und auferstandenen Herrn allein liegt die Hoffnung der Menschheit.

Dem aber, der überschwenglich tun kann über Alles, was wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirket, Ihm sei Ehre in der Gemeinde, die in Christus Jesus ist, zu aller Zeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen!

Das Buch Daniel

4. Die rechte Auslegung

1. Wir haben die verschiedensten Auslegungen der Gesichte kennen gelernt. Wir haben die einen abgelehnt, uns für andere entschieden, gelegentlich auch verschiedene Deutungen offen gelassen. Es gilt jetzt, grundsätzlich über die verschiedenen Arten von Auslegung zur Klarheit zu kommen. Es sind ihrer drei.

Die erste, die kirchen- oder reichsgeschichtliche, findet in jenen Gesichten eine verhüllte Darstellung der Kirchengeschichte, der Geschichte des Reiches Gottes, oder doch wichtiger Teile derselben. So deutet man die 70 Wochen von c. 9 auf die Erscheinung Christi, das vierte Reich von c. 2 und 7 auf die eigene Zeit, hinter der das Ende, der Anbruch der neuen Zeit wartet. Solche Deutung packt durch ihre Aktualität. Die Weissagungen gehen uns an, sind für uns bestimmt. Und darum hat diese Deutungsart von jeher als die biblische und fromme gegolten. — Manchmal ist diese Deutung überraschend geschickt; zumeist freilich gezwungen und willkürlich, eine merkwürdige Mischung von strengstem Buchstabenglauben und kühnster Umdeutung. Und immer ist sie falsch. Sie mutet dem Buche nicht nur Gedanken und Beziehungen zu, die ihm völlig fern liegen. Sie behandelt auch den Wortlaut mit souveräner Verachtung und meistert ihn aus Besser-Wissen-Wollen. Und um die Rechnung in ihrem Sinne stimmen zu machen, verschmäht sie gelegentlich auch krumme Wege nicht.

Darum hat man sie heute in wissenschaftlichen Kreisen allgemein aufgegeben und ist zur zeitgeschichtlichen Deutung übergegangen. Diese hält sich streng an den Text in seinem Wortlaut, und an die Deutungen, die er selber an die Hand gibt. Sie sucht das Buch so zu verstehen, wie es selber verstanden sein will. Und das führt eben zu dem Ergebnis, daß nicht bloß die durchsichtigen Allegorien von c. 11, sondern genau so auch die etwas dunkleren Bilder von c. 2, 7, 8, 9 sich samt und sonders auf die griechische Zeit, das Seleukidenreich, und zum Teil speziell auf die Regierung des Antiochus Epiphanes beziehen, und daß hier der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Buches liegt. — Freilich, was bei der kirchengeschichtlichen Deutung uns so nahe gekommen und so aktuell geworden ist, rückt damit in weite Ferne. Das Buch ist in jener Zeit und für jene Zeit entstanden, und sein Horizont, auch seine Zukunftserwartung, geht nicht darüber hinaus. Die Gesichte reden nicht von Christus, nicht von unserer Zeit, nicht von unserer Zukunft. Das klingt furchtbar kalt und nüchtern. Aber eine nüchterne Wahrheit ist besser als eine erbauliche Falschheit. Gegenüber der Willkür der kirchengeschichtlichen Deutung ist sie allein berechtigt, weil allein wahr.

Aber sie allein reicht nicht aus. Gerade die auffallendsten Züge — den Koloß aus den vier Metallen, die vier Ungeheuer aus dem Meer, den Hochbetagten, den Menschen, die zwei Tiere am Fluß — vermag sie, will sie nicht künstlich und gezwungen werden, nicht oder nur teilweise aus den zeitgeschichtlichen Verhältnissen und Ereignissen zu erklären. Es bleibt ein beträchtlicher Rest, der nicht aufgeht. Und da wird sie nun ergänzt durch die traditionsgeschichtliche Deutung, das jüngste Kind der Forschung, speziell der „religionsgeschichtlichen" Schule. Diese zeigt, wie gerade jene Züge nicht erst für die betreffende Stelle geschaffen sind, sondern aus der Tradition stammen, wie der Apokalyptiker weithin mit älterem Material arbeitet, das er bestenfalls etwas ummodelt oder auch nur umdeutet, und wie dieses Material zum Teil weit zurück, und über die Grenzen Israels hinaus in heidnische Mythologie und Astrologie führt.

Nun gibt es freilich Leute, die sagen, die Vorgeschichte solcher Vorstellungen gehe den Exegeten nichts an; er habe nur zu erklären, was an der betreffenden Stelle gemeint sei. Das ist reichlich kurzsichtig. Denn das kann man oft gar nicht verstehen, wenn man Hintergrund und Vorgeschichte nicht kennt. Wenn ein Japaner in einem deutschen Gedicht den Namen Kyffhäuser findet, so genügt es für ihn zum Verständnis nicht, zu wissen, daß dies ein Berg in Thüringen sei; er muß auch wissen, was für ein Glaube sich an ihn knüpft und was im deutschen Leser bei diesem einen Wort alles mitschwingt. Und ein andermal schleppt der Apokalyptiker wieder Züge mit, die bei ihm eigentlich gar nichts mehr bedeuten, höchstens als Staffage dienen. So in c. 7 die Winde und das Meer. Wer sie erklären will, ohne ihre Herkunft zu kennen, kann sich daran hintersinnen. — Daß alte Mythen, auch ältere Weissagungen auf aktuelle Zeitereignisse übertragen und ihnen angepaßt werden, ist leicht verständlich und läßt sich auch heute noch beobachten. Wir erinnern uns alle, wie in den Kriegsjahren die alten Prophezeiungen von der Entscheidungsschlacht am Birkenbaum in Westfalen, vom weißen Fürsten usw. leicht modernisiert wieder auflebten, wie damals die Weissagungen der Offenbarung des Johannes im Licht der Zeitereignisse gedeutet und bezogen wurden. Und wem etwa englische Zeitungen und

Bücher in die Hände kamen, der sah, wie dort genau dasselbe geschah, nur mit umgekehrt verteilten Rollen: war Kaiser Wilhelm hier der Messiaskönig, so dort der Antichrist. Ob wir im einzelnen Fall Vorgeschichte und Herkunft zu erkennen vermögen, ist eine zweite, rein praktische Frage. Manchmal sehen wir grad nur soviel, daß der und der Zug aus der Tradition stammen muß. An der grundsätzlichen Richtigkeit und der Bedeutung der traditionsgeschichtlichen Erklärung ändert das nichts. Stehen wir hier doch erst in den Anfängen einer unendlich weit verzweigten und überaus schwierigen Forschung. Für die Abgrenzung gegenüber der zeitgeschichtlichen ließe sich als Regel etwa aufstellen: All das, was sich nicht ungezwungen zeitgeschichtlich deuten läßt, und das, was sonst aus Märchen, Sagen, Mythen als Traditionsgut bekannt ist. Aber im Einzelfall ist die Entscheidung trotzdem oft gar nicht leicht. Beides kann eng ineinander verflochten sein. Oder ein Zug stammt aus der Tradition und ist zugleich zeitgeschichtlich verwendet. So sind die Tiere in c. 8 ohne Zweifel durch die Tradition gegeben. Aber was von ihren Hörnern gesagt wird, ist rein zeitgeschichtlich zu verstehen, obwohl Hörner zum Wesen der Tiere gehören. Auf jeden Fall aber müssen die beiden Deutungsweisen Hand in Hand arbeiten.

2. Die richtige Auslegung der Gesichte ist erst ein Schritt zum vollen Verständnis des Buches, das in seiner ganzen Eigenart erfaßt sein will.

Was immer und immer wieder neue Deutungsversuche im kirchengeschichtlichen Sinn hervorruft, ist, daß das Buch selber ausdrücklich und wiederholt vom Weltende redet, vom „Ende der Tage“ 2, 28, von der „Zeit des Endes“ 11, 35. 12, 4. 9. 13, und daß es selber sagt: „auf die Endzeit geht das Gesicht“ 8, 17, vgl. 10, 14. Weltuntergangsstimmung durchzieht das Buch. Die Welt ist alt und müde, bald ist ihre Zeit abgelaufen (c. 2). Je näher das Ende kommt, um so schlimmer wird es, um so größer die Drangsal. „Eine Bedrängnis wird es sein, wie es keine gab, seit die Völker bestehen“ (12, 2). Und alles Interesse gilt diesen letzten Dingen und dem, was hernach kommen soll.

Denn alles ist jetzt schon im Himmel aufgezeichnet im „Buche der Wahrheit“ (10, 21). Gott allein, der Herr der Zeiten und der Beherrscher aller Geheimnisse im Himmel und auf Erden, weiß und kennt alles; und er kann diese Offenbarung mitteilen, wem er will (2, 20 bis 23. 28. 47). Und der Inhalt dieser Offenbarung ist nun eben — neben den früher besprochenen Legenden — das Thema des Danielbuches. Es ist ausgesprochene „Offenbarungsschrift“. So hat Nebukadnezar jenen Traum, den ihm Daniel dann deutet. So werden dem Daniel in Traumgesichten und Wachvisionen die Geschehnisse der Zukunft enthüllt, die sein Buch nun den Juden weitergibt, für die die Offenbarung letztlich bestimmt ist. Ist Gott der Geber der Offenbarung, so ist Daniel ihr Empfänger zu Handen seines Volkes; der Seher oder Prophet ist im Grunde nur Mittler. Aber Gott ist zu groß und erhaben, um direkt mit Menschen zu verkehren. Und so schieben sich zwischen Daniel und den Geber der Offenbarung noch Zwischenglieder ein. Daniel hat wohl die Gesichte, aber ihre Deutung erhält er erst durch einen Engel (c. 7 und 8). Ein Engel übermittelt ihm die Offenbarungen von c. 9 und 11 f.

Im Gegensatz zur Offenbarung des Johannes, die offenbaren will, was „in Bälde geschehen soll“ (1, 1. 22, 6), scheint das Ende bei Daniel noch in weiter Ferne zu liegen. Erst am Ende jener Folge von Reichen, die im Traum an Nebukadnezars Auge vorüberziehen, steht das Ende. Und „es geht auf lange Zeit“, sagt der Engel zu Daniel 8, 26. Aber das ist bloßer Schein, dadurch hervorgerufen, daß Daniel, der Seher am neubabylonischen und persischen Hofe, zum Mittler dieser Offenbarung gemacht ist. Nehmen wir statt dieses fingierten den wirklichen Standpunkt in der Seleukidenzeit, erst in ihrem Beginn und dann unter Antiochus, so ist auch hier das Ende für die allernächste Zukunft erwartet, im Bereich der nächsten Wochen, höchstens Monate. So macht denn auch Daniel keine Ausnahme von der Regel, die für die Propheten sowohl wie für die Apokalyptiker gilt, daß ihre Erwartung und Weissagung immer auf ihre eigene unmittelbare Zukunft geht.

Aber warum denn jene Fiktion? Obwohl der prophetische Geist nie ganz erloschen und der Übergang zur Apokalyptik ein allmählicher war, so war doch das damalige Judentum der Überzeugung, daß die Zeit der Prophetie seit Esra vorüber sei. In der Gegenwart wurden Propheten nicht mehr anerkannt. Darum barg sich apokalyptische Schriftstellerei unter berühmten Namen der Vergangenheit: Henoch, Mose, Jesaia, Baruch, Esra. Und so legt unser Apokalyptiker seine Gesichte dem berühmten Lehrer Daniel in den Mund und hängt sie der Sammlung seiner wunderbaren Erlebnisse an.

Damit schob sich zwischen den fiktiven Standpunkt des Sehers und seinen wirklichen Standpunkt ein längerer Zeitraum ein, der in die Weissagung mit einbezogen wurde. Es ergab eine Art von langem Vorbau, eine Reihe von einleitenden und vorbereitenden Szenen, die hinführen zum dramatischen Höhepunkt, der Zeit unmittelbar vor dem Ende und dem Eintritt des Endes.

Das bedeutete aber noch nach anderer Seite hin einen Gewinn. Jener erste Teil der Weissagung war in Wahrheit vaticinium ex eventu. Aber gerade er mußte den Lesern besonders imponieren, weil sie ihn durch die Geschichte erfüllt sahen. Das stärkte ihnen auch für den noch ausstehenden Teil das Vertrauen und den Glauben. So tat dieses vaticinium ex eventu hier ungefähr den Dienst des „Zeichens“, das einer besonders gewichtigen Weissagung beigegeben wurde, vgl. I. Sam. 10, 1 ff., Jes. 7, 10 ff., Luk. 2, 12 f.

Aber konnte nicht dem Leser die Frage aufsteigen, warum denn diese wunderbare Weissagungsschrift, die einem alle Rätsel der Geschichte löst, nicht schon längst bekannt und als Wegweiser durch die Wirren der Zeit benützt sei? Auch dafür wußte man Rat. Daniel erhält vom Engel Befehl, das Gesicht, das auf lange Zeit gehe, zu verschließen und zu versiegeln 8, 26. 12, 4, vgl. 12, 9. Das ganze Buch soll also verschlossen und versiegelt bleiben bis auf die dem Ende unmittelbar vorangehende Zeit, d. h. bis auf die Zeit, wo es in Wirklichkeit erst entsteht. Das ist die Antwort auf jene Frage!

Die Eigentümlichkeiten des Danielbuches sind damit noch nicht erschöpft.

Das Weltbild ist immer noch das bekannte dreistöckige (Himmel, Erde, Unterwelt). Aber es hat sich geweitet. Das Traumgesicht des Nebukadnezar zeigt den ganzen weiten räumlichen und zeitlichen Horizont jener Zeit. Und es handelt sich jetzt nicht mehr, wie bei den Propheten, um Gott und Israel, wobei die andern Völker höchstens als Gottes Werkzeuge mit hereingezogen werden. Jetzt geht es um Gott und die Welt, und Israel gehört, soweit es sich in der Prüfung bewährt hat, auf die Seite Gottes.

Gott selber thront in unnahbarer Ferne. Auch der Visionär kriegt ihn nur ausnahmsweise zu sehen — c. 7 in der fremden Gestalt des Hochbetagten. Um so mehr hören wir von den Engeln, die sich zwischen Himmel und Erde tummeln. Jedes Volk hat seinen Schutzengel, und die kämpfen im Himmel miteinander, wenn ihre Völker sich auf Erden im Kampfe messen (10, 13. 20 f. 12, 1). Engel vermitteln den Verkehr mit den Menschen, deuten dem Daniel, was er geschaut hat (7, 16 ff. 8, 16 ff.), überbringen ihm die himmlische Offenbarung (9, 21 ff. 10 f.). Oder Daniel belauscht ein Gespräch der Engel untereinander 8, 13 f. 15 f. 12, 5—7. Und zum erstenmal treten uns hier Engel mit bestimmten Namen und Funktionen entgegen: Michael, der Schutzengel der Juden (10, 13. 21),

und Gabriel, der Daniel als Dolmetsch dient (8, 16 ff. 9, 21 ff. 10—12).

Das ganze Weltall ist ferner von geheimnisvollen Ordnungen durchzogen. Die Zeit ist in gewaltige Perioden gegliedert, die mit den einander ablösenden Weltreichen zusammenfallen. Geheimnisvolle Zusammenhänge und Beziehungen verraten sich auch in der Herrschaft bestimmter Zahlen. Vor allem der Vier, der Zahl für das allumfassende Ganze: vier Metalle, vier Reiche, vier Ungeheuer, vier Winde, vier Hörner, Und der Sieben, der Planetenzahl: 7 Wochen; ihre Hälfte: 3½ Zeiten.

Der Apokalyptiker liebt eine geheimnisvolle, bloß andeutende Ausdrucksweise. Die Ungeheuer aus dem Meer werden nicht schlankweg als Löwe, Bär, Panther bezeichnet. Sie sind „wie ein Löwe", „wie ein Bär", „wie ein Panther"; und mit den Wolken des Himmels kommt einer, der ist „wie ein Mensch". Für gewisse Begriffe braucht er eine Art Geheimsprache. „Zeiten" bedeuten Jahre, und „Jahre" Wochen, d. h. Jahrwochen; denn Tage zählen als Jahre. Statt 3½ Zeiten sagt er „Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit", und statt 1150 Tagen „2300 Abend-Morgen". Und dazu die Vorliebe für seltsame, phantastische Gestalten, den Koloß aus den verschiedenen Metallen, die Tiere von c. 7 und 8, den Hochbetagten, den Menschen.

So liegt ein Schleier von Geheimnis über den Gesichten, ihren Gestalten und Vorgängen. Wenn schon die einfachen Träume Josephs, des Pharao und seiner Höflinge einer sachkundigen Deutung bedürfen, wie viel mehr dann diese umfangreichen und komplizierten Gesichte! Göttliche Erleuchtung befähigt Daniel, dem König seinen Traum zu deuten. Aber die Gesichte, die er selber hat, verwirren ihn nur und bleiben ihm unverständlich, bis ihm Engel ihren Sinn klar machen.

Indes auch die Deutung lüftet den Schleier nur halb. Für die symbolischen Gestalten setzt sie die wirklichen Größen ein; für die Metalle und Tiere Reiche, für die Hörner Könige. Aber was für Reiche und was für Könige, verrät sie nicht. Oder höchstens für den Ausgangspunkt des ganzen Gesichts. Das erste Reich wird auf Nebukadnezar selber gedeutet (2, 37 f.). Die zwei Tiere am Fluß werden als das medopersische und das griechische Reich erklärt (8, 20 f.). Das Weitere mag sich dann der intelligente Leser selber ausrechnen. — Es ist also nur eine leichtere Form der Verhüllung. Statt mit fremden Symbolen mit den wirklichen, aber unbenannt gelassenen Größen. Es ist die Art von Verhüllung, wie sie in c. 11 herrscht, wo man für den „König des Südens" und den „König des Nordens" nur jeweilen den Namen des betreffenden Ptolemäers oder Seleukiden einzusetzen braucht. Und auch dort sind die persischen Könige, die den Ausgangspunkt bilden, als solche bezeichnet.

So ist die Offenbarungsschrift zugleich Geheimschrift. Nur wer die richtige Weisheit besitzt und den Schlüssel kennt, vermag sie zu lesen. Den Andern ist sie ein Buch mit sieben Siegeln. Damit hängt es auch zusammen, daß die Frommen gern als „die Weisen" bezeichnet werden (11, 33. 35. 12, 3. 10). Sie allein verstehen den Sinn der furchtbaren Ereignisse, an denen die Gottlosen irre werden (12, 10). Und den Weisen gilt die Verheißung, daß sie „leuchten werden gleich der Himmelsfeste" (12, 3).

Aber wie sind denn die „Gesichte" selber zu beurteilen? Das Buch Daniel weiß von visionären Zuständen und Erlebnissen so viel zu berichten, wie von den prophetischen Büchern höchstens Ezechiel und Sacharia. Daniel hat Traumgesichte und Wachvisionen. In 10, 2 ff. hören wir, wie er sich mit Fasten und Kasteien drei Wochen lang auf die Vision vorbereitet. Er allein sieht die strahlende Erscheinung; seine Begleiter erleben nur einen furchtbaren Schrecken 10, 7 f. Aber auch ihn selber erschreckt sie so sehr, daß seine Kraft versagt und er ohnmächtig niedersinkt 10, 8 f., vgl. 8, 17 f., und erst allmählich wieder seiner Sinne mächtig wird. Und dann redet der Engel mit ihm und enthüllt ihm schließlich die Zukunft. Auch sonst hört er die Engel miteinander reden 8, 13 f. 15 f. 12, 5 ff. Seine Gesichte ängstigen und verwirren ihn 7, 15. 28. Und nach einem solchen Erlebnis ist er zu Tode erschöpft; einmal liegt er mehrere Tage krank 8, 27.

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß der Apokalyptiker dergleichen Zustände aus eigener Erfahrung kennt und beschreibt. Aber sind auch die mitgeteilten Visionen wirklich erlebt? Oder sind sie bloß Stil und Kunstform?

Was ich vorhin über den pseudepigraphen Charakter des Buches, über die Fiktion viel früherer Abfassung, der Versieglung bis zum Moment der wirklichen Entstehung ausführte, scheint für das Letztere zu sprechen. Aber es ist durchaus nicht meine Meinung, daß es im einzelnen Fall immer so bewußt und absichtlich zugegangen sei, wie ich es dort, im Interesse völliger Klarheit, mit Absicht darstellte. Vieles davon gehörte wohl damals schon zum apokalyptischen Stil und mochte eben darum auch „erlebt" werden. Ein Visionär kann gar Vielerlei in seine Verzückung mit hinübernehmen, ohne sich dessen im geringsten bewußt zu werden. Selbst daß er als Daniel redet und erlebte Geschichte in sein Gesicht hinein nimmt, halte ich bei ihm nicht für ausgeschlossen. Auch die scharfe Trennung zwischen Gesicht und Deutung, eine ganz eigenartige Zerlegung des visionären Bewußtseins, kommt schon bei den Propheten gelegentlich vor und hat auch im Traumleben ihr Analogon [13]).

Aber wie steht es mit dem Gesicht von c. 11, wo es sich ja, im Unterschied zu denjenigen in c. 2. 7. 8. 9, nicht um allgemeine geschichtliche Erinnerungen handelt, sondern wo eine literarische Quelle, ein Handbuch der Diadochengeschichte, ausgeschrieben zu sein scheint? Konnte auch das in die Verzückung hinüber genommen werden? Eine konkrete Anschauung, wie sie doch dafür unumgängliche Voraussetzung sein dürfte, fehlt hier jedenfalls völlig. Und mangelnde Anschaulichkeit fällt uns ja auch bei den anderen Gesichten da und dort auf. So wenn das kleine Horn Menschenaugen hat und einen Mund, der Großes redet (7, 8). Und gedacht, nicht geschaut ist es auch, wenn das kleine Horn Sterne vom Himmel herabschlägt und das tägliche Opfer aufhebt (8, 10 f.). Man braucht bloß die Visionen eines Amos, Jesaia, Jeremia daneben zu halten, um den gewaltigen Unterschied aufs stärkste zu empfinden.

All die Eigentümlichkeiten, die Neigung zum Phantastisch-Mythologischen, die geheimnisvolle Aufmachung, die Zahlensymbolik, die große Rolle, die die Engelwesen spielen, das Schwelgen in visionären Zuständen, das Segeln unter fremder Flagge, die Erwartung des nahen Weltendes, die Verbindung von vaticinium ex eventu und wirklicher Weissagung, das alles teilt das Buch Daniel mit den übrigen jüdischen Apokalypsen. Manches, wofür Daniel selber nur wenige Belege bietet, wird erst eindrucksvoll, wenn man es in diesem größeren Zusammenhang sieht. Anderes, wie die Schilderung der paradiesischen Zustände der neuen Zeit, fehlt bei Daniel ganz — vielleicht nur zufällig. Auf jeden Fall besteht zwischen Daniel und den andern Apokalypsen kein Wesensunterschied, der es rechtfertigen würde, daß Daniel noch in den Kanon aufgenommen wurde, die andern dagegen nicht; das hängt an viel äußerlicheren Gründen.

Wenn wir von der israelitischen Prophetie zu dieser Apokalyptik kommen, fühlen wir uns wie in eine fremde Welt versetzt. So sehr, daß man darüber beinah die Übereinstimmung in gewissen Hauptpunkten vergessen könnte. Wohl ist auch der Prophetenspruch manchmal, und gerade an Höhepunkten, wo es sich um die Entschleierung der Zukunft handelt, geheimnisvoll dunkel. Wohl fließen auch bei ihm gelegentlich Züge aus alten Mythen ein. Aber

[13]) Ein schönes Beispiel aus Alfr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei (1898) S. 411 führt Bertholet S. 32 an.

der Spruch ist meist ziemlich kurz und die Vision ist einfach. Und nicht das Geschaute ist die Hauptsache, sondern das Gehörte, Jahwes Wort; und daran wieder seine Forderung. Einem Propheten wäre es auch nie eingefallen, Ausleger der Prophezeiung eines Früheren zu werden; das hatte er nicht nötig, Gott redet zu ihm selber. So ist beim Propheten alles einfach, unmittelbar, erlebt, echt. Beim Apokalyptiker sind es künstliche Riesenbauten, eine Mischung von Erlebtem und Ersonnenem, von Echtem und Erkünsteltem, ohne daß sich die Grenze sauber abstecken ließe. Alles Anzeichen des Epigonentums, Zeichen späterer Zeit und schwächeren Geistes.

Wir wissen heut aber auch, daß diese apokalyptische Literatur nicht auf das Judentum beschränkt war. Ed. Meyer (S. 187 f.) hat auf einen spätägyptischen Text aufmerksam gemacht, der rund 50 Jahre älter sein mag als Daniel, und eine ganz überraschende Parallele dazu darstellt. Es ist ein Kommentar zu sehr dunkeln Prophezeiungen, die lange zuvor ergangen sein sollen, und die nun auf bestimmte Ereignisse der persischen Zeit gedeutet werden. Auch hier werden, ähnlich wie im Danielbuch, dieselben Ereignisse zweimal in parallelen und einander ergänzenden Abschnitten verkündet. Auch hier erst ein vaticinium ex eventu, das die Nennung von Namen konsequent vermeidet, und das dann in wirkliche Weissagung — Sturz der Fremdherrschaft und Wiederherstellung des nationalen Staates unter einem frommen und Gott wohlgefälligen Herrscher — übergeht. Auch hier die Steigerung der Not bis zum plötzlichen Umschwung. Auch hier die Deutung von Tagen als Jahren. Das zeigt, in welchem Maße das Judentum auch hierin nur an der allgemeinen Zeitentwicklung Teil genommen hat; zeigt bei näherem Vergleich freilich auch die geistige Überlegenheit des Judentums über seine Umwelt.

3. Zum Verständnis des Danielbuches gehört aber vor allem, was es für seine Zeit bedeutet hat.

Es ist die Zeit, wo Alexanders Siegeszug griechische Kultur in den Orient trug und aus ihrer Verschmelzung mit der orientalischen der Hellenismus erwuchs. Damals stieß auch das Judentum zum erstenmal mit dem Griechentum zusammen. Das Judentum reagierte verschieden auf die Berührung. Manche Kreise stellten sich freundlich und konnten sich in Nachahmung griechischer Sitte nicht genug tun. Das Danielbuch ist Zeuge und Vertreter einer andern, gänzlich ablehnenden Haltung. Das vierte Tier in c. 7 ist viel schrecklicher und ganz anders als die ersten drei. Nicht bloß das Perserreich mit seiner weitgehenden Toleranz, selbst Nebukadnezar, der Vernichter des judäischen Staates und Zerstörer des Tempels, erscheint neben ihm in geradezu freundlichem Lichte. Gegenüber dem ganz anders gearteten Griechen regt sich da orientalisches Solidaritätsgefühl. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß auch nicht gerade die feinsten Elemente als Träger und Vertreter griechischer Kultur auftraten: beutehungrige Soldaten, machtgierige Offiziere, Glücksritter aller Art, denen gegenüber man sich nicht ganz ohne Grund auf den Adel der eigenen uralten Kultur besann. An den Diadochenstaaten empfand man vor allem bitter ihre Zwiespältigkeit — die Mischung von Ton und Eisen c. 2 — die nach Sprache, Sitte und Volkszugehörigkeit so ganz andersartige Herrscherkaste über einem ihr in jeder Beziehung völlig fremden Volk. Und der Jude lehnte sich erst recht gegen diese Bedrückung auf im Vollbewußtsein seiner einzigartigen Stellung und Mission.

Diese tiefeingewurzelte Abneigung, die c. 2 und 7 schon für das 3. Jahrhundert voraussetzen, verschärfte sich, als die politischen Beziehungen zum Seleukidenreich immer gespannter wurden; und erreichte ihren Höhepunkt, als Antiochus IV., gerade um die heterogenen Elemente seines Reiches ganz zur Einheit zusammenzuschweißen, alle lokalen und nationalen Religionen zu unterdrücken und den einen Kult des Zeus von Olympia allgemein durchzuführen suchte. Wie zu erwarten, traf er den heftigsten Widerstand bei den Juden. Um ihn zu brechen, scheute er vor der Anwendung brutalster Gewalt nicht zurück. Der Tempel wurde ausgeraubt und geschändet. Die Ausübung des Kultes in jeder Form untersagt. Die heiligen Bücher zerrissen und verbrannt. Das Blut der Frommen, die standhaft blieben, floß in Strömen (1. Makk. 1).

Aber damit war für die Juden wenigstens eine klare Situation geschaffen. Jetzt handelte es sich nicht mehr um ein Mehr oder Minder von Beibehaltung heimischer Sitte und Übernahme hellenistischer. Jetzt ging es ums Ganze. Setzte Antiochus seinen Willen durch, so gingen die Juden in jenem Völkergemisch auf und verschwanden aus der Geschichte. Dann hatte die Verehrung des einen und wahren Gottes keine Stätte mehr auf Erden. Nicht daß Antiochus sie angriff, war seine Hauptsünde, sondern daß er das antastete, was sie verehrten und was ihnen das Höchste und Heiligste auf Erden war.

So kam es zu der Verzweiflungstat des Priesters Mattathias, die das Signal zum bewaffneten Aufstand gab (1. Makk. 2) und dieser fand seinen Führer in Judas Makkabäus. Mehrere Siege erfocht er über die syrischen Feldherren. Aber ein Enderfolg blieb aus. Angesichts des gegenseitigen Kräfteverhältnisses mußte es ein wahnwitziges Unternehmen erscheinen. Vorsichtige mahnten ab. Auch solche, die anfangs mitgemacht, wurden auf die Länge müde und zaghaft. Man seufzte unter dem Druck der Drangsal, die kein Ende nehmen wollte.

Das war die Situation, als, wohl gegen Ende des Jahres 165, das Buch Daniel erschien und unter den Frommen zirkulierte. Nun liest man erst die Legenden von Daniel und seinen Freunden: wie sie inmitten der Heiden den Geboten ihres Gottes und den Bräuchen ihrer Religion die Treue hielten, bis zum Martyrium, und wie Gott dieses zum großen Triumph seiner Sache wandte. Man liest, wie Nebukadnezar zur Strafe für seine Selbstüberhebung mit Wahnsinn geschlagen wurde, und wie Gottes Hand dem Belsazar das Mene Tekel an die Wand schrieb. Hatte Antiochus, der Jahwes Tempel noch viel ärger entweihte und der sich sogar als Gott verehren ließ, nicht noch weit schlimmere Strafe verdient? — Und dann liest man die Gesichte, kopfschüttelnd und fragend; liest wieder, folgt der angedeuteten Fährte. Was da vom kleinen Horn, vom letzten König des Nordens gesagt war, erinnerte das nicht merkwürdig an die furchtbaren Erlebnisse der letzten Monate und Jahre? Und nun kommt einer hinter das große Geheimnis. Und dann geht es von Mund zu Mund. — —

Die Wirkung dieser Entdeckung können wir uns kaum groß genug vorstellen. Jetzt wußte man, daß Gott sein Volk nicht vergessen und nicht verlassen hatte, daß all die Not und Drangsal dieser Leidenjahre nicht ohne sein Wissen und sein Einverständnis über sein Volk gekommen. Es mußte so kommen. Und der Drangsal war ja auch eine Frist gesetzt. Und rechnete man nach, so ergab sich, daß man schon weit drin in der zweiten und schlimmsten Hälfte der letzten Jahrwoche war. Und nun hatte auch die Not mit einem Schlag ihre Bitterkeit verloren. Denn je größer die Not, um so näher mußte auch die Hilfe, die große Wende sein. Und um so weniger durfte man jetzt nachlassen und untreu werden.

So hat dies Buch damals den ermattenden, jüdischen Frommen den Glauben an Gott und seine Verheißung erhalten, ihnen Kraft und Geduld gestärkt und neue Hoffnung eingeflößt. Das ist seine Bedeutung, daß es dem Judentum über jene furchtbare Krise hinweggeholfen hat.

Das Buch hat die Frommen Judas aber auch mit fieberhafter Ungeduld und einer aufs Höchste gespannten Erwartung erfüllt. Wie kam es damit? — Noch im Dezember 165 konnte der Tempel wieder geweiht und der

Kult wieder aufgenommen werden. Das schien ein gutes Vorzeichen und steigerte die Erwartung. So kam Anfang März 164 der Tag, mit dem die 2300 Abend-Morgen abgelaufen waren, kam — aber die große Wende kam nicht. Das ist die furchtbare Tragik, die aller Prophezeiung anhaftet. Die Enttäuschung, die schon den alten Propheten nicht erspart blieb, und die hier, wo alles so viel genauer berechnet und vorhergesagt war, noch viel furchtbarer sein mußte. Was war die Wirkung?

Die geschichtliche Überlieferung gibt uns darüber keine Auskunft. Aber wir können uns an neueren Vorkommnissen ähnlicher Art ein Bild davon machen. Und wir werden sehen, wie Spuren im Buche selber das bestätigen.

Vor ein paar Jahren trat in einem Gebirgstal der Schweiz ein Bauer als Prophet auf, der das Kommen Christi für die allernächste Zeit weissagte. Eine kleine Gemeinde scharte sich um ihn, die nur dieser Erwartung lebte und alles Arbeiten sein ließ. Und an dem Tage, da Christus kommen sollte, da waren die Gläubigen in einem Hause versammelt und warteten, den ganzen Tag und die ganze Nacht. Und warteten umsonst. Unter dem Spott der Leute fielen nun manche ab. Der Prophet aber und seine nächsten Anhänger waren ganz verstört und hilflos, bis der Zuspruch des Pfarrers und die Behandlung des Nervenarztes sie wieder zurecht brachten.

Aber nicht immer kommt es zu dieser — freilich schmerzlichen — Radikalkur. Meist glauben die Betroffenen, in ihrer Berechnung müsse irgendwo ein Fehler stecken. Sie korrigieren dran herum, bis sie den Termin etwas hinausgerückt haben. Schön ist dies z. B. bei den „Ernsten Bibelforschern" zu beobachten, die das Kommen Christi erst für 1874, dann für 1914, für 1918, für 1924 erwarteten, und nun zuletzt für 1925/26. — Ähnlich muß es zunächst auch damals gegangen sein. Darauf führen die verschiedenen Berechnungen für die Zeit der Drangsal: 1150 Tage (8, 14); 1260 Tage (7, 25. 9, 27. 12, 7), 1290 Tage (12, 11) und 1335 Tage (12, 12). Damit wurde der Termin vom Anfang März in den Juni, in den Juli und schließlich in den September hinausgeschoben. Es ist ergreifend zu sehen, wie klein diese Fristen sind. Wie viel glühende Sehnsucht und Ungeduld birgt sich hinter diesen nackten Zahlen, und wie viel bittere Enttäuschung! Und zuletzt ward man des Korrigierens und Berechnens müde. Man gewöhnte sich daran, wieder mit langen Fristen zu rechnen. Nur in der Tiefe schwelte die alte Erwartung weiter, bereit, bei jedem frischen Luftzug in heller Flamme aufzulodern.

4. Und was bedeutet das Buch Daniel für unsere Zeit?

Es ist in der Drangsalszeit unter Antiochus IV. und für sie entstanden und kann nur aus ihr heraus verstanden und gewürdigt werden. Es ist ein Stück altes Judentum. Das ist unser Ergebnis, mit dem wir auch Ernst machen müssen. Aber nun fragen wir: Was von seinen Gedanken ist von dieser Entstehung und diesem seinem speziellen Zweck unabhängig und von bleibendem Werte?

Lassen wir es ganz unbefangen auf uns wirken, so ist sein Eindruck zwiespältig.

Uns packt die Schärfe, mit der es den Gegensatz Weltmacht-Gottesreich erfaßt und herausstellt; die Überzeugung, daß alle Weltgeschichte nicht ein Spiel sinnlosen Zufalls ist, sondern in riesigen Kreisen, denen nur das Auge des Glaubens zu folgen vermag, einem Ziel zusteuert, das Gottes ist; und die felsenfeste Hoffnung auf das Kommen dieser neuen Ordnung. Es sind im wesentlichen die großen Gedanken der Propheten. Nur daß, was dort in zahllosen und in ihrer Bedeutung oft nicht leicht zu erfassenden einzelnen Worten zerstreut ist, hier in den großartigen Gesichten von c. 2 und 7 konzentriert seinen klassischen Ausdruck gefunden hat.

Anderes stößt uns ab: die Phantastik, die Geheimniskrämerei, der Weisheitsdünkel dieser Frommen, die Weltuntergangsstimmung, die Ungeduld, die Berechnungen die doch nie stimmen, die nationalistische Trübung des weltweiten Horizonts; denn erwartet wird tatsächlich doch nicht das Gottesreich, sondern das Reich Judas. Und das sind in der Hauptsache die Eigentümlichkeiten der Apokalyptik im Unterschied von der Prophetie.

Diese beiden Seiten des Buches zeigen sich auch in seiner Wirkung. In Zeiten der Verfolgung hat es Mut und Trost gegeben, aus Zeiten des Zusammenbruchs und der Verwirrung den Blick auf das Kommende und Bleibende gelenkt. Aber ebenso oft oder noch öfter hat es Menschen gänzlich irre geführt, schwärmerische Hoffnungen auf das nahe Weltende geweckt und genährt, die sich doch nie erfüllen konnten.

Wenn wir nach Wert und Bedeutung des Buches fragen, müssen wir beides sehen und in dieser engen Verbindung. Das ist die Form, in der jener Zeit die großen prophetischen Gedanken zugingen, und darum notwendig. als ihr zeitgeschichtliches Kleid. Es wäre töricht, darüber zu spotten. Aber eben darum, gilt es auch noch für uns? Müssen wir nicht — und dem will doch letztlich auch unsere wissenschaftliche Arbeit dienen — scheiden zwischen dem Kleinen und dem Großen, dem Unwesentlichen und dem Wesentlichen, dem Vergänglichen und dem Unvergänglichen?

Und wenn wir das tun, so fällt eben das Meiste von dem spezifisch Apokalyptischen auf die Seite des Kleinen, des Unwesentlichen, Vergänglichen. Und da müssen wir auch den Mut und die Ehrlichkeit haben das zu sagen, obwohl — nein, gerade weil das Danielbuch in der Bibel steht.

Durch alle Apokalyptik geht im Grunde doch ein falscher Klang. Sie fällt unter das Urteil der Worte des Neuen Testamentes: „Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat" (Apostelgesch. 1, 7). „Den Tag aber und die Stunde weiß Niemand, auch die Engel im Himmel nicht und auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater" (Mk. 13, 32). Das gilt auch vom Buch Daniel. „Es fragt nach dem Glockenschlag der Weltstunde, nicht nach dem ewigen Willen Gottes[14])."

Marburg Walter Baumgartner

Randbemerkungen zum Entwurfe des neuen Strafgesetzbuches

Der kürzlich veröffentlichte amtliche Entwurf eines „Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuches" bietet eine solche Fülle von Anregungen, Fragen und Problemen allgemeiner Art, daß auch der Nichtjurist dazu Stellung nehmen muß. Denn wenn auch ein Strafgesetzbuch kein Moralkodex oder Compendium der Moralphilosophie sein will und kann, so beruhen doch seine Grundlagen ebenso wie die Grundlagen jeden Strafrechts überhaupt auf den Normen der Sittengesetze. Und deshalb spiegelt letzten Endes jedes Strafgesetzbuch mindestens zwischen den Zeilen die Moralauffassung und die Weltanschauung des Volkes wieder. Umgekehrt aber zerstört ein Strafrecht, das im Widerspruch zu diesen Auffassungen und Anschauungen steht, langsam, aber sicher die Fundamente des Sittenlebens, das sich im Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein des Volkes äußert.

Es ist hier nicht der Platz, die philosophischen Streitfragen über Zweck und Rechtsgrund der Strafe zu erörtern. Unzweifelhaft empfindet das im Volke lebende Rechtsbewußtsein in dem Strafrecht und in der Strafe den Ausgleich für das durch einen Frevel aus dem Gleichgewicht gebrachte Recht. Wie dieser Ausgleich zu

[14]) L. Köhler, Die Offenbarung des Johannes und ihre heutige Deutung (Schultheß, Zürich 1924) S. 25.

schaffen und wann das Recht überhaupt einen Ausgleich verlangt, das schwankt und verändert sich mit den jeweils wechselnden Auffassungen über Recht und Unrecht.

Das geltende Strafrecht entspricht schon seit langem nicht mehr der herrschenden Rechtsauffassung. Überall zeigt sich, bei Juristen wie bei Laien, eine Unsicherheit und Unzufriedenheit gegenüber diesem Rechte, das in seiner Normierung, mehr aber noch in seiner ihm von den Gerichten gegebenen Interpretation dem Volke fremd geworden ist; dies um so mehr, als besonders in den letzten Jahren dilettantische Gesetzmacherei neue Tatbestände geschaffen hat, die sich allenfalls aus der Not der Zeit verstehen lassen, aber keineswegs wirkliche Straftaten im Sinne des Rechtsbewußtseins darstellen.

Der vorliegende Entwurf, der übrigens erfreulicherweise auch für Österreich Gesetzeskraft erhalten soll, versucht, die geschwundene Übereinstimmung zwischen Rechtsempfinden und geschriebenem Rechte wiederherzustellen *). Und zweifellos bietet er wenigstens im allgemeinen Teile eine wesentliche Verbesserung dar. Der Geist ist human und doch nicht weichlich; die Sprache ist scharf, klar und verständlich; der Umfang ist trotz Aufnahme vieler neuer und bedeutsamer Bestimmungen noch immer erträglich; die heutigen Auffassungen der Psychiatrie sind verwertet; endlich ist dem Richter eine bisher in Deutschland ungekannte Freiheit gegeben, nach seinem Ermessen unbillige Härten des Einzelfalles außerhalb des im Gesetze vorgesehenen Maßes zu beseitigen. Vor allem aber sind scharfe Maßnahmen gegen das sich immer übler vordrängende gewerbs- und gewohnheitsmäßige Verbrechertum und gegen Verbrechenswiederholungen geisteskranker oder geistesschwacher Personen vorgesehen.

Auf der anderen Seite aber ist leider die ganze Denkweise und der Geist des Entwurfs noch immer rein kapitalistisch eingestellt. Noch immer nehmen die Delikte gegenüber dem Eigentum einen allzu wesentlichen Teil ein, während die Verbrechen gegen die Allgemeinheit, gegen die Sittlichkeit und vor allem die Ehre stiefmütterlich behandelt werden. In dieser Beziehung müssen bei der Beratung des Gesetzes vor allem die angelsächsischen, insbesondere die neueren amerikanischen Strafrechte, hauptsächlich aber das moderne russische Recht verwertet werden. Außerdem leidet der Entwurf an dem unerträglichen Mangel, daß in ihn wieder nicht alle Straftatbestände der unzähligen heute geltenden Nebengesetze hineingearbeitet worden sind. Dieses Verlangen aber muß ganz besonders dringlich gestellt werden, damit endlich die unerträgliche Rechtsunsicherheit aufhört, unter der das Publikum nicht minder leidet wie die Juristen selbst, die beide weder physisch noch psychisch imstande sind, sich in dem Wust der heutigen Tagesgesetze zurechtzufinden. Das neue Strafgesetzbuch muß alle Straftatbestände restlos enthalten, damit ein einziger Blick in dieses eine Buch jeden Zweifel darüber behebt, was Rechtens ist und was nicht.

Umgekehrt aber muß der Entwurf alle die Tatbestände ausmerzen und eventuell — wie das früher in Bayern der Fall war — in einem besonderen Polizeistrafgesetzbuch zusammenfassen, die keine strafbaren Handlungen im eigentlichen Sinne der Verwerflichkeit darstellen, sondern lediglich Ordnungsvorschriften enthalten, deren Übertretung keine unlautere Gesinnung verrät, und für die deshalb eigentlich auch keine „Strafe" verhängt werden sollte, sondern lediglich eine Ordnungsgebühr, damit eben der Begriff der „Strafe" nicht weiter so herabgewürdigt wird, wie sich das leider bei uns im Laufe der Zeiten eingebürgert hat. Diesen fundamentalen Unterschied zwischen „Strafe" und Ordnungsgebühr kannte sowohl das römische, kanonische und alte deutsche Recht ebenso, wie ihn die heutigen Strafgesetzbücher der angelsächsischen, romanischen und russischen Länder kennen und hoch halten. „Strafe" muß eben stets, wie schon angedeutet, der Ausgleich für das durch Frevel verletzte Rechtsempfinden sein, ein Rechtsnachteil, der tatsächlich der begangenen Fehle ein Äquivalent schafft oder schaffen soll, wie es z. B. im Kanonischen Rechte der heilige Augustinus ausdrückt (can. 63 dist. I de poenitentia): Non sufficit mores in melius commutare et a praeteritis malis recedere, nisi etiam de his, quae facta sunt, satisfiat Deo per poenitentiae dolorem, per humilitatis gemitum, per contriti cordis sacrificium, cooperantibus eleemosyniis et jejuniis*). Derartige „Strafe" aber hat gegenüber Polizeidelikten, z. B. wegen nicht rechtzeitiger Abraupung der Obstbäume oder wegen Befahrens des Fußsteiges mit einem Kinderwagen usw. usw. keinen Platz.

Aus dem überreichen Inhalte des Entwurfes sei vor allem auf folgende allgemeinwichtige Bestimmungen verwiesen:

Strafbare Handlungen ohne vorsätzliches oder fahrlässiges Verschulden gibt es nicht mehr. (§ 12.) Irrtum über die Strafbarkeit der Tat schließt Bestrafung wegen Vorsatzes aus und läßt Bestrafung wegen Fahrlässigkeit nur zu, wenn der Irrtum selbst auf Fahrlässigkeit beruht. (§ 13.)

Die Strafmündigkeit beginnt statt mit 12 mit 14 Jahren. (§ 19.)

Die viel erörterte Streitfrage über die Strafbarkeit des Versuches mit untauglichen Mitteln oder am untauglichen Gegenstand ist in Übereinstimmung mit der Rechtsprechung des Reichsgerichts bejaht, jedoch mit der Einschränkung, daß die Strafbarkeit ausscheidet, wenn die Tat aus grober Unwissenheit über Naturgesetze an einem Objekt oder mit Mitteln versucht worden ist, mit denen die Tat überhaupt nicht ausgeführt werden konnte (§ 23, z. B. Abtreibungsversuch eines unberührten Mädchens mit Hilfe Einnehmens von Kaffeebohnen). Ob diese Lösung der überaus schwierigen Frage glücklich ist, muß hier unerörtert bleiben.

Sehr vernünftigerweise sollen in Zukunft Anstifter und Gehilfen ohne Rücksicht auf die Strafbarkeit des Täters zur Verantwortung gezogen werden. (§ 27.) Die jetzige Rechtslage, die stets die Strafbarkeit des Täters verlangt, führt dauernd zu großen, dem Juristen wie Laien unbillig erscheinenden Unzuträglichkeiten (z. B. ist bekanntlich nach heutigem Rechte die Anstiftung eines Geisteskranken straflos).

Daß die Festungshaft nunmehr Einschließung heißen soll, ist nur ein Wortspiel (§ 30).

Dagegen wird die Beibehaltung der Todesstrafe (§ 29) die darüber seit Jahrzehnten mit Erbitterung geführten Kämpfe neu aufleben lassen. Besonders deshalb, weil vor kurzem erst in Österreich diese Strafart abgeschafft worden ist, und deshalb entweder Deutschland oder Österreich im Interesse der Rechtseinheit werden nachgeben müssen. Wir glauben, daß letzten Endes ein Volksentscheid in beiden Ländern die wahre Auffassung des Volkes über diese Frage wird zeigen müssen.

Zu begrüßen ist, daß der bedingte ganze oder teilweise Strafaufschub oder Straferlaß einheitlich geregelt und ausschließlich in die Entscheidung des Gerichtes gelegt wird. (§ 35 ff.) Neue und überaus weitsichtige Wege erschließt der Entwurf bei der Regelung der Strafzumessung, bei der dem Richter weitgehende Freiheit gegeben

*) Man redet soviel über den Zusammenschluß. Viel wertvoller scheint es, zu handeln. Dafür bietet sich kein offenbarerer Weg, als die freiwillige Einrichtung paralleler Gesetzgebung und Verwaltung. D H

*) Es genügt nicht, die Sitten zum Besseren zu ändern und sich früherer Übeltaten zu enthalten, es muß auch für Begangenes Gotte genug getan werden durch den Schmerz der Buße, durch das Seufzen der Demütigung, durch das Opfer eines zerschlagenen Herzens, verbunden mit Almosen und Fasten.

ist. Überhaupt ist, wie schon eingangs angedeutet, die Befreiung des Gerichtes von einengenden Vorschriften einer der schönsten Vorzüge des Entwurfs. Der Richter soll wieder die ihm nach germanischem Rechtsempfinden gebührende Stellung erhalten, wie er sie in England und Amerika sich bewahrt, in Deutschland aber unter dem Einfluß einer übermächtigen Bürokratie mehr und mehr verloren hatte. Insbesondere ist hervorzuheben: mildernde Umstände darf der Richter ausnahmslos zubilligen (§ 73); die Beweggründe des Täters, seine Einsicht, sein Vorleben, sein Verhalten nach der Tat (Reue und tätige Reue), seine wirtschaftliche Lage, bei Geldstrafen seine Leistungsfähigkeit (auch besonders gegenüber seiner Familie!) sollen eingehend berücksichtigt werden (§ 67 ff.); auch soll der „Überzeugungsverbrecher", ein Begriff, den der Entwurf als erster neu in die juristische Terminologie einführt, d. h. ein Verbrecher, der sich auf Grund sittlicher, religiöser oder politischer Überzeugung zu seiner Straftat für verpflichtet hielt, nicht mit entehrendem Zuchthaus oder Gefängnis, sondern mit Einschließung bestraft werden (§ 71). Daß mit diesem Begriffe auch bedenkliche Urteile werden geschaffen werden können, vor allem in Zeiten politischer Hochspannung wie der heutigen, soll nicht unerwähnt bleiben; man denke nur an die vielen politischen Morde der letzten Jahre! Erfreulich ist weiter, daß die Verjährung an feste Grenzen gebunden ist, die in Zukunft weder Staatsanwalt noch Richter durch einseitige Aktenverfügung unterbrechen kann (§ 78 ff.).

Ebenso zu begrüßen ist die Wiedereinführung des alten römischen Satzes: minima non curat praetor *), wofür bekanntlich schon die neue Strafprozeßordnung vom 22. März 1924 in §§ 153 f. einen Vorgang bietet. Der Richter darf in Zukunft in besonders leichten Fällen die Strafe nach freiem Ermessen unter das gesetzliche Mindestmaß herabsetzen, ja sogar ganz von Strafe absehen, um einen bisher unbescholtenen Menschen wegen geringfügiger Tat vor Schande zu bewahren. Umgekehrt aber darf er auch in besonders schweren Fällen über das gesetzliche Höchstmaß hinausgehen, wenn Art der Tat oder Gesinnung des Täters besondere Sühne heischen (§ 75, 76).

Besonders interessant ist endlich der Abschnitt über „Maßregeln zur Besserung und Sicherung". Wenngleich in den früheren Entwürfen in dieser Hinsicht bereits Anläufe gemacht worden sind, so bringt der jetzige Entwurf das ganze Gebiet zum ersten Male in ein vollständiges System, dessen Zweckmäßigkeit sich Niemand verschließen wird. Zwar sind einzelne Bestimmungen abänderungsbedürftig, zumal diejenigen, die sich praktisch kaum werden durchführen lassen oder zu unerträglichen Kontrollen oder Schikanen führen müssen, z. B. die Bestimmung über Wirtshausverbot. Aber die Hauptsache ist, daß systematisch darauf hingearbeitet wird, nach Verbüßung der Strafe neue Straftaten zu verhüten. Die bemerkenswertesten Maßregeln sind (§ 42): Unterbringung in öffentliche Heil-, Pflege- und Trinkerheilanstalten, vor allem von Geisteskranken und Geistesschwachen, ferner die Sicherungsverwahrung gefährlicher Gewohnheitsverbrecher, die Schutzaufsicht zwecks Verhütung von Straftaten, das Wirtshausverbot (siehe oben), und endlich für Ausländer die Reichsverweisung (also nicht mehr die heutige polizeiliche Landesverweisung, die praktisch wirkungslos ist, da z. B. heute ein aus Hamburg verwiesener Verbrecher nach Altona gehen und sich dort ungestört aufhalten kann).

Das Gesamtbild des allgemeinen Teiles des Entwurfes ist sonach ein durchaus günstiges, so daß zu wünschen wäre, daß dieser Teil besonders schnell zum Gesetz erhoben würde, um die Mängel des heutigen Rechtes zu beseitigen.

*) Um Kleinigkeiten kümmert sich der Richter nicht.

Ganz anders verhält es sich dagegen, wie schon oben angedeutet, mit dem besonderen, von den einzelnen Straftaten handelnden Teil. Dieser bewegt sich noch vollkommen in dem veralteten Denkkreise früherer Zeit, ist vor allem wieder viel zu sehr kapitalistisch auf den Schutz des Eigentums abgestellt. Außerdem ist seine übertriebene Kasuistik bedenklich, die auch dem gutwilligen Staatsbürger allzu leicht Schlingen und Fallen stellt. Einige besonders bemerkenswerte neue Tatbestände seien kurz gestreift: so die Wiedereinführung des römischen Begriffes des furtum usus, des Diebstahls ohne Aneignungs-, aber mit Bereicherungsabsicht. Ferner der Tatbestand der wissentlichen und gewissenlosen Lebensgefährdung (§ 231). Eine Warnung für rücksichtslose Automobilisten! Bedenklich sind dagegen verschiedene Bestimmungen über Sittlichkeitsverbrechen, die Erpressern weite Betätigungsmöglichkeiten schaffen würden (§ 261, 276), wie denn überhaupt das ganze Kapitel der Sittlichkeitsverbrechen der logischen Konsequenz sehr ermangelt.

Gänzlich ungenügend aber ist wieder der Schutz der persönlichen Ehre geregelt. Es scheint eine Eigentümlichkeit der Deutschen zu sein, daß für den Schutz des Eigentums und des Lebens keine Energie groß genug ist, daß aber die Ehre Freigut ist. Glücklicherweise mehren sich endlich auch in Deutschland die Stimmen, die auf diesem Gebiete eine Reform fordern. Soeben beginnt eine neue Zeitschrift erster Juristen, unter Leitung des bekannten Berliner Landgerichtsdirektors Kroner, zu erscheinen: „Die Justiz, Zeitschrift für Erneuerung des Deutschen Rechtswesens", deren Aufgabe es sein soll, dafür zu wirken, daß die bisherige Verknöcherung unserer Justiz einem freien Geiste Platz macht, der auch dafür sorgt, daß sich endlich der Staat auch wieder des Schutzes der Ehre als eines der wertvollsten Rechtsgüter annimmt. So erfreulich solche Bestrebung ist, so kann sie doch nur zum Ziele führen, wenn unsere Strafrechtswissenschaft sich endlich von den Fesseln bürokratischen und hegelischen Denkens frei macht. Dazu gehört aber vor allem, worauf schon oben hingewiesen worden ist, daß der Strafgesetzentwurf die Auffassungen des angelsächsischen und des russischen Rechtes verarbeitet, die trotz ihrer grundsätzlichen Verschiedenheit der Weltanschauung sich doch in dem einen Punkte sehr nähern: das ist die Trennung von Verbrechen gegen die Allgemeinheit und gegen den Einzelnen. Nach diesem Prinzip ist z. B. das ausgezeichnete neue russische Strafgesetzbuch aufgebaut. Und ebenso billigen die angelsächsischen und zum Teil auch die romanischen Rechte in allen gegen die Privatperson gerichteten Delikten dem Verletzten die Rolle des Nebenklägers neben dem Staatsanwalt zu. In allen diesen Rechten hat der Verletzte einen selbständigen Strafanspruch, der dem nebenhergehenden Anspruch des Staates zuvor geht. In unserem Rechte finden sich nur bei der Buße für Beleidigungen usw. letzte Reste dieses altgermanischen Rechtsempfindens, die aber nur ausgebildet werden müssen, um den heutigen unerträglichen Zustand zu beseitigen, daß z. B. der Staat den Dieb bestraft, sich aber nicht darum kümmert, ob der Bestohlene sein Gut wiederbekommt. Nach allen diesen Richtungen muß der Entwurf im besonderen Teile völlig umgearbeitet werden. Schätzenswerte Unterstützung dafür werden die Juristenkongresse in London, Innsbruck und Augsburg, die gerade in diesem Monate tagten, geboten haben.

Die Hauptsache ist und bleibt die, daß schleunigst der Entwurf in einer Form als Gesetz verabschiedet wird, der es dem Volke möglich macht, wieder Vertrauen zu seinem Rechte und seinen Richtern zu gewinnen. In den letzten Jahren ist beides leider nur allzu sehr geschwunden, und in vielen Fällen nicht ohne Grund.

Marburg Emil Hölscher

Die Lehren der Geschichte über den Konflikt zwischen Moral und Politik

Friedrich Meinecke, Die Idee der Staatsraison

4. Hegel

Der Fortgang von Meineckes Untersuchung führt ins 19. Jahrhundert und damit an die Schwelle der Katastrophe der Gegenwart. Ich gestehe, daß ich beim Weiterlesen das Gefühl nicht habe loswerden können, als ob das Schiff, das bisher unter Führung eines Meisters am Steuerruder in sicherer Fahrt fuhr, ins Schlingern geriete, als ob das Urteil des Beobachters gegenüber den ihm näherstehenden Bewegungen und Persönlichkeiten nicht mehr so sicher wäre, wie zuvor.

Zwar das ist glänzend gezeigt, daß nun, da der Strom des nationalen Willens sich in die Idee des Staates ergoß und sie sich dienstbar machte, der Konflikt zwischen Moral und Politik nicht etwa an Schärfe verlor, sondern im Gegenteil erst seine volle entsetzliche Schwere empfing. Gerade nun, da die Völker selbst beginnen, ihr Glück in die Hand zu nehmen, da an die Stelle der monarchischen Funktionäre die Wortführer und Träger der Masseninstinkte treten, da wird der Dämon der Staatsraison noch leidenschaftlicher, blinder, skrupelloser und stürzt alle Schranken, die noch verblieben waren, um. Das in ihr steckende Element der Gier tritt nun noch um Vieles stärker hervor, und die nationalistische Staatsraison der Einen steigert in der Tat zwangsläufig die der Andern. Die Ereignisse vom 10. August und die Septembermorde von 1792 gaben „das erste entsetzliche Beispiel dafür, daß die Machtpolitik und die Staatsraison des modernen demokratischen Volksstaates noch viel dämonischere Gewalten auslösen konnte als der Staat der alten aristokratischen Gesellschaft".

Und ebenso glänzend legt Meinecke dar, wie stark die Entdeckung der Individualität aller Lebensmächte, zuerst von Schleiermacher empfunden und ausgesprochen, auf die Beurteilung der Staatsraison einwirken mußte, die Erkenntnis also — oder soll man nicht lieber sagen: die unmittelbar im Gefühl ergriffene Anschauung —, daß der Geber der sittlichen Gebote, sei es Gott oder die Vernunft, sich in unendlich mannigfaltigen Formen offenbart, individuelle, nicht generelle Lebensgebote gibt, und daß der Kern der Sittlichkeit nicht im Gehorsam gegen ein für allemal fixierte inhaltliche Normen, sondern in der Treue gegen das eigne Selbst besteht. Indem nun auch der Staat als eine solche lebendige Individualität erfaßt wurde, mußte auch seine Lebensader, die Staatsraison, sofort als die ihm gegebene Seele anerkannt werden, über die einer andern individuellen Seele kein Gericht zustände; und von diesem Sinn für Individualität aus wird der Widerspruch zwischen Staatsraison und Sittengesetz zu einem Unterschied von zweierlei Gesetzlichkeiten, die beide auf den unbekannten nie erscheinenden, nur geglaubten oder gedichteten Gesetzgeber in einem, menschlichem Begreifen unauflösbaren Geheimnis zurückgehen. Das ergibt auch für die Beurteilung Machiavellis einen neuen Gesichtspunkt. Er ist nicht mehr der Vertreter abscheulicher Unmoral, sondern der Mund einer andern Moral, eben der des Staatsindividuums, die freilich nicht für jeden Staat gültig ist, als ob jeder Staat zu Gift und Dolch, zu Vertragsbruch und Offensivkrieg berechtigt wäre, aber vielleicht für seinen Staat, für das Italien seiner Zeit doch das sittliche Gebot darstellte. Die ihres Rechtes zweifelhaft gewordene sittliche Entrüstung wandelte sich in eine relative Anerkennung. Das hieß aber doch, die unbedingte Verpflichtungskraft des Sittengesetzes von Bedingungen abhängig machen, die außerhalb der Freiheit des Handelnden lagen. Es ist Hegel gewesen, der Machiavelli von dem „Siegel der Verwerfung" befreit hat. In einem Zustande der Zerrüttung und Blindheit habe er „mit kalter Besonnenheit die notwendige Idee der Rettung Italiens durch Verbindung derselben in einen Staat gefaßt". Hier „konnte von keiner Wahl der Mittel die Rede sein. Ein Zustand, worin Gift, Meuchelmord gewöhnliche Waffen geworden sind, verträgt keine sanften Gegenversuche" — wem fällt nicht Luthers Schrift wider die mörderischen Rotten der Bauern dabei ein! Die Konsequenz konnte nur eine rücksichtslos naturalistische Machtlehre, die Gleichsetzung von Staatsraison und höherer Moral, die Glorifikation der Staatsraison sein.

Das scheint mir Hegels Größe, daß er ein so starkes Gefühl für die Individualität der Staaten gehabt und die Konsequenzen daraus nahezu bis ans Ende gezogen hat. Die Beobachtungen, die er am wirklichen Geschichtsverlauf macht, sind zum Teil schlagend; unübertrefflich weiß er die höhere Gerechtigkeit der Natur und der Wahrheit auch in solchen geschichtlichen Wendungen aufzuspüren, die die Menschenfreunde und Moralisten als ein Werk der Ungerechtigkeit verschrieen haben. Aber Meinecke sucht Hegels Größe an einem andern Punkte. Er sieht in Hegel in der Geschichte des Machiavellismus neben Machiavelli und Friedrich den dritten Gipfel, und dies, weil er vermocht habe, den Zwiespalt zwischen den absoluten Normen der Vernunft und den tatsächlichen Gesetzen und Vorgängen des geschichtlichen Lebens gedanklich zu überwinden, nicht mehr bloß durch Fiktionen und Kompromisse, wie das christliche Naturrecht, zu verdecken. Das erscheint mir eine enorme Überschätzung Hegels und eine Ungerechtigkeit gegen dieses. Denn Hegel hat auch nicht mehr gekonnt, als eine scheinbare Einheit vorzutäuschen. Seine Identitätsphilosophie ist wahrlich nicht besser als die so abfällig bei Seite geschobenen Fiktionen, ein Mythus, der den tatsächlich unaufhebbaren Widerspruch in eine Einheit zusammendichtet. Dieser Mythus ist der vom Weltgeiste, der in Wahrheit die Verantwortung für den Geschichtsverlauf trägt, in dessen Händen alle Lebensmächte nur Marionetten sind, die sich als frei und selbständig betrachten, aber nur als Werkzeuge dienen; der sie zwingt zu tun, was er will, und aus (scheinbar) Bösem mit Listen Gutes hervorgehen läßt.

Aber es muß doch gesagt werden, daß in diesem Gedankenbau das einzig Greifbare und Überzeugende die empirische und realistische Anerkennung der Individualitäten ist, alles Andere nur Behauptung, Deutung, willkürliche Setzung. Eine solche ist vor allem dies, daß der Kausalzusammenhang der fortschreitenden Selbstverwirklichung der Vernunft diene, daß das Böse nur ein Vehikel dieser Fortbewegung sei, daß die Irrationalität und Unsauberkeit der geschichtlichen Wirklichkeit nur Vordergrundserscheinung, nur zur harmonischen Auflösung bestimmte Dissonanz sei, daß sich in allen Machtsiegen nur eine höhere Gerechtigkeit offenbare — wie furchtbar grausam ist dieser Satz! Die Einheit und Vernünftigkeit des gesamten Weltzusammenhanges ist bloßer schöner Schein. Wenn Hegel schreiben konnte: „Die Philosophie verklärt das Wirkliche, das unrecht scheint, zu dem Vernünftigen", so hat er damit der Philosophie eine unmögliche Aufgabe zugeschoben, so hat er sie mit der Dichtung und mit dem religiösen Glauben verwechselt. Es ist ein überraschendes Phänomen der Gegenwart, daß die ästhetische Freude an der Großartigkeit dieses Gedankenbaus und an der Harmonie, die darin waltet, die Menschen immer wieder in ihren Bann schlägt und sie die einfache Tatsache vergessen läßt, daß das Alles ohne jeden Wahrheitswert und jedenfalls gerade das nicht ist, was zu sein es beansprucht: Wissenschaft. Die Identitätsphilosophie hat das Lebensproblem, das in der Stellung des Menschen inmitten unversöhnlicher Gegensätze: Natur und Geist, Notwendigkeit und Freiheit, Welt und Gott aufgegeben ist, und von dem der Widerspruch von Staatsraison und Sittengesetz nur einen Teil ausmacht, nicht vorwärts geschoben, sondern im Gegenteil die Klarheit, die darüber gewonnen

war, wieder verdunkelt. Hegel bedeutet im Vergleich mit Friedrich eine Verflachung.

In der Geschichte der großen Probleme aber pflegen die voreiligen Lösungen besonders verhängnisvoll zu sein. So auch hier. Indem Hegel den Zeitgenossen bewies, daß diese furchtbaren Gegensätze gar nicht so schlimm seien, daß sie sich dem Weisen und Durchschauenden in eitel Harmonie lösten, nahm er ihnen das Gefühl für die Tragik des Menschenlebens, verleitete er sie dazu, den Widerspruch nicht mehr ernst zu nehmen, den Kampf, der uns verordnet ist und dessen Durchführung äußerste Vorsicht, Tapferkeit und Selbstzucht fordert, aufzugeben, wurde er der Vater jener unseligen Kulturseligkeit, jenes Fortschrittwahnes, jener widerwärtigen Zivilisationsbegeisterung, die alle tieferen Seelen beleidigte, rechtfertigte er den Dünkel, der alle Schmerzen und alle Bedenken dawider zu bloßen Sentimentalitäten und Schwächlichkeiten rückständiger und engherziger Philister stempelte. Wenn einmal Geist und Natur im letzten Grunde in Eins gesetzt werden, so muß die Natur, weil sie die massivere, zudringlichere Macht ist, den Gewinn davon haben, muß das Menschenleben immer weiter naturalisiert, immer weiter entgeistigt werden.

5. Ranke, v. Treitschke

Daß die Folgen der Identitätsphilosophie nicht sogleich in ihrer zerstörenden Kraft hervortraten, dankt das deutsche Volk einfach dem Erbgut christlicher Gesinnung, das ihm geblieben war und das im 19. Jahrhundert gleichfalls wieder lebendig geworden war. Das ist deutlich an Ranke zu beobachten, dessen geistiges Wesen Meinecke mit besonderer Wärme und Verehrung schildert. Ganz erfüllt von der Individualität der geschichtlichen Mächte hat er ihre Eigengesetzlichkeit und die innere Notwendigkeit ihres Handelns erkannt und dargestellt, aber niemals diese Notwendigkeit mit dem göttlichen Willen und Tun in Eins gesetzt, niemals das moralische Urteil in der Erkenntnis der Notwendigkeit eines Handelns verflüchtigt. Rankes Geschichtsbetrachtung ist dualistisch, Gott bleibt ihm außerhalb der Geschichte, auch der Staat zwar ein von Gott geschaffenes und geleitetes Wesen, aber nicht Gott selbst. Die Lehre von der List der Idee, die Gott selbst zum Urheber der (scheinbar) unmoralischen Handlungen macht, hat er rundweg verworfen. Weshalb? Weil sie sich nicht mit dem christlichen Gottesgedanken verträgt. Gewiß, auch er hat ein tiefes Bedürfnis, diesen Dualismus irgendwie zu überwinden, aber das tut er nicht mit der Identitätsphilosophie, sondern mit dem Gottesglauben.

Das ist aber eine ganz andere Art, damit fertig zu werden. Denn die Identitätsphilosophie leugnet jenen Dualismus, der Glaube läßt ihn in seiner vollen Schärfe stehen; jene löst ihn vom Menschen aus, dieser legt die endliche Lösung in die Hand Gottes; jene möchte ihn aus der Welt schaffen, dieser ist dankbar, wenn Gott hilft, ihn zu ertragen; jene verleitet zur Selbstberuhigung, dieser leidet unter der Zwiespältigkeit des Menschenloses; jene benutzt die dunkeln Greuel der Geschichte zur Steigerung des kontemplativen Kunstgenusses, dieser weint und blutet darunter und nimmt sie zum Ansporn der Arbeit und des Kampfes. Der Optimismus jener ist eine logische Konsequenz, der Optimismus dieser eine gewaltige Paradoxie, zu der der Mut des Dennoch gehört und die ohne Gott gar nicht durchgeführt werden kann; jene stützt sich auf eine vermutlich tiefere Erkenntnis, dieser hält sich an Gottes Wort und Gebot, nicht zu verzweifeln; jene sieht im Aufstieg des menschlichen Geschlechtes, den sie in Kunst und Wissenschaft zu entdecken wähnt, das Werk des ihm innewohnenden Geistes, dieser betet vor der Macht des jenseitigen Gottes an, das, was Menschen gedachten Böses zu tun, zum Guten und zum Segen zu wenden — und zwar keineswegs immer mit naturhafter Notwendigkeit, sondern aus seinem freien Willen und unerforschlichen Ratschluß.

Stärker schon treten bei Treitschke die bedenklichen Wirkungen der Identitätsphilosophie oder doch der dem deutschen Denken von dorther gebliebenen Stimmung hervor. Das Kapitel, das Meinecke ihm widmet, wird manchen Verehrer Treitschkes, der noch einen persönlichen Eindruck von der Vornehmheit und Feinheit seiner Persönlichkeit in sich trägt, schmerzlich berühren. Denn Meinecke beweist, daß Treitschke in der Tat die richtig beobachtete und zweifellose Erkenntnis, daß der Staat Macht sei und unersättlich nach wachsender Macht strebe, zu schnell mit einem ethischen Lichte übergoß und dadurch sanktionierte, daß er das sittliche Recht auf individuelle Vervollkommnung ohne Weiteres mit diesem Streben des Staates, sich selbst zu behaupten, gleichsetzte und damit ein Mittel gewann, auch die Härten und Listen der Politik als sittlichen Gehorsam zu rechtfertigen.

Aber jener Schmerz wird gelindert erstens durch den Nachweis, wie verständlich es aus den Erlebnissen der vaterländischen Geschichte war, daß Treitschke zu dieser Glorifikation der Machtpolitik gelangte, und zweitens durch die Beobachtung, wie stark in Treitschkes eigener Brust das unbezwingliche moralische Pathos gegen jene Idealisierung reagierte, und mit wie hohem Verantwortungsgefühl er sie einschränkte und abgrenzte. Auch er ist — Gott sei Dank — Dualist gewesen. Es gab auch für ihn unüberschreitbare Grenzen der Staatsraison, gab für ihn ein Höheres als die bloße Macht; er wußte etwas von der radikalen Sündhaftigkeit der Menschennatur und von dem ewigen Kampfe zwischen dem Gemeinen und dem Gebot der sittlichen Vernunft, von der tragischen Schuld, die jeder Tat unseres sündhaften Geschlechtes anhafte. Deshalb verwarf er nicht nur die Hegelsche Vergottung des ganzen Geschichtsprozesses, sondern auch seine Staatsvergötterung. Die Sittlichkeit geht nicht auf im Staate; der Staat ist ein Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechtes, und nicht Alles, was dem Staate Gewinn bringt, ist dadurch gerechtfertigt. Hat Treitschke auch die Macht des Staates übermäßig verklärt, so war sie ihm doch nicht Selbstzweck, sondern nur die allerdings unentbehrliche Voraussetzung eines Dienstes an höheren Gütern.

Damit stehen wir bei uns selbst.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Völkische Selbstbesinnung

1. Das Problem der Individualität. 2. Das Lebensproblem. 3. Das Problem der Erneuerung

Man kann der völkischen Bewegung gegenüber eine doppelte Haltung einnehmen. Man kann sie von außen und von innen, statisch und dynamisch, als Kultur- und als Lebensproblem betrachten.

Im ersten Fall wird man mehr auf die äußere Geschichte, die vorliegenden Ergebnisse, die kulturellen Konsequenzen und Verwicklungen erfreulicher und unerfreulicher Art achten, die sich aus ihr ergeben. Die völkische Bewegung hat es wahrlich nicht daran fehlen lassen, die Aufmerksamkeit des Betrachters immer wieder auf diese Seite ihrer Existenz zu lenken. Sie hat nicht nur mit Leidenschaft nach einer politischen Rolle getrachtet und sich damit ausgesprochenermaßen in den äußeren Machtkampf um die Führung der Kulturarbeit hineingestellt, sondern nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie vor keiner überkommenen Wertung und Institution Halt machen, sondern Staat und Kirche, Wirtschaft und soziale Gliederung, Wissenschaft und Religion, Erziehung und Kunst vor ihren Richterstuhl fordern werde. Sie trägt ihre Anschauungen dabei so selbstsicher, ausschließend und aggressiv vor, daß es kein Wunder ist, wenn die Auseinandersetzung mit ihr im Wesentlichen in den Formen entweder

einfacher Zustimmung und Parteinahme oder aber bloßer Abgrenzung und Gegenwehr erfolgt, jedenfalls aber die innere Ruhe zu den durch sie aufgegebenen letzten Fragen fehlt.

Wer hier wirklich begreifen, statt nur anklagen oder zustimmen will, muß aus dieser Ebene des geistigen Machtkampfes ganz herausgehen. In dieser Atmosphäre des Gelten- und Wirkenwollens gedeiht keine Erkenntnis. Wahrheit erschließt sich nur dem nach innen gerichteten Blick. Wer wirklich Wahrheit will, statt nur Bestätigung seiner Ansichten, muß versuchen, die völkische Bewegung von innen her zu betrachten, aus ihren eigenen Voraussetzungen, ihrer eigenen Dynamik, ihrem eigenen Erleben heraus. Das ist auch schon deshalb nötig, weil man nur so an das Selbstbewußtsein der Bewegung herankommt. Denn dieses besteht ja eben in dem Gefühl der Überlegenheit über alle überkommenen Wertungen. Was ist also damit geleistet, wenn ich nachgewiesen habe, daß Christentum und völkische Religion einander ausschließende Gegensätze seien, oder daß das Alte Testament doch seinen Wert habe, oder daß Deutschtum und Christentum sich wohl miteinander vertragen? Das wird auf einen überzeugten Völkischen doch erst dann Eindruck machen, wenn er einsieht, daß seine eigenen Voraussetzungen auf eine positivere Würdigung der christlichen Religion und ihrer Geschichte hindrängen.

Verstehen heißt selbstverständlich nicht mit Allem einverstanden sein, was sich völkisch nennt und in Hakenkreuz und Gummiknüppel deutsche Tage bereist. Es bedeutet Zweierlei: einmal die Einsicht, daß im Gegensatz zum Naturerkennen keine Erscheinung der menschlich-geschichtlichen Wirklichkeit geistig erfaßt werden kann, solange ich sie lediglich mir gegenüber, solange ich mich völlig außerhalb ihrer sehe. Sie kann mir ihr Wesen nur erschließen, sofern ich innerlich an ihr teilnehme, soweit ich mich in sie hineinzuversetzen vermag. Was ich mir nicht von meinem eigenen Erleben aus verständlich machen kann, bleibt mir ewig verschlossen.

Dieses Hineintreten in den Strom des fremden Erlebens entbehrte aber alles schöpferischen Sinnes, wenn zu ihm nicht ein Zweites hinzuträte. Verstehen heißt nicht nur in fremden Gewässern wohlig herumplätschern und sich allem Menschlichen verbunden fühlen — nil humani alienum puto —, sondern den Andern wirklich ernst nehmen, hinter allen Ausdruck zurückgehen, nach seiner eigentlichen Meinung, seiner Wahrheit, der Urgestalt seines Wesens und Wollens suchen. Der wirklich Verstehende muß Oberfläche und Tiefe, Peripherie und Zentrum der fremden Erlebniswelt unterscheiden können und um die Tragik Bescheid wissen, daß das Innerste nur in tausend Brechungen den Weg nach außen findet. Der göttliche Sinn des Lebens ist nirgends einfach ablesbar, sondern erschließt sich nur einem Wahrheitsdrang, der um die Verborgenheit Gottes weiß und demgemäß die Kraft findet, allenthalben den ewigen Lebensgehalt hinter der Verhüllung ausfindig zu machen, ja oft genug das wahre Leben gegen den bloßen Lebensanspruch sicher zu stellen. Die Wahrheit der völkischen Bewegung kann sich nur dem erschließen, der sie vom letzten Sinn des menschlichen Daseins aus zu erfassen sucht.

Um in dieser Weise wahre Bedeutung und bloße Meinung, Sinn und Un-Sinn der Bewegung gegeneinander abgrenzen zu können, greifen wir drei Fragen heraus, die ihr offenbar von grundlegender Bedeutung sind und die eigenartig beantwortet werden: zwei mehr die weltanschauliche Grundlage und eine mehr die praktische Haltung betreffend: Individualität, Lebendigkeit und Erneuerung.

1. Das Problem der Individualität

Beherrschend ist dabei das Problem der Individualität. Mit ihm ist der Bewegung die Auseinandersetzung deshalb unumgänglich, weil der Individualismus als Weltanschauung — in seiner Geltung zwar erschüttert, doch noch weithin wirksam — mit der völkischen Grundforderung der Einwurzelung des Einzelnen im Volkstum unfehlbar zusammenstoßen muß. Man vergegenwärtige sich den Grundzug des Individualismus in seiner edelsten Prägung, etwa so, wie ihn Goethes Prometheus ausspricht: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“ und stelle eines der vielen typischen Zeugnisse volklichen Abhängigkeitsgefühls daneben, etwa die Worte Bogislav v. Selchows:

> Ich bin geboren, deutsch zu fühlen
> Bin ganz auf deutsches
> Denken eingestellt —
> Erst kommt mein Volk ...
> (Von Trotz und Treue, Marburg 1922, S. 91.)

Man versteht dann ohne Weiteres, wie hier bei eintretender Selbstbesinnung das Gefühl schlechthiniger Gegensätzlichkeit aufkommen muß. Man beobachte z. B. die an Feindseligkeit grenzende Schärfe der Charakteristik in dem Buche „Die nordische Seele“ von Ludwig Ferdinand Clauß (Halle 1923):

> Wir denken uns einen Mann aus den Kreisen jener, die sich selbst „Individualisten“ nennen. ... Sie nehmen alles, was in ihrer Seele auftritt an Erlebnis, als sehr merkwürdig und prüfen es auf seine Eigenartigkeit. Ist es nur einzigartig, so hat es seinen Zweck in sich selbst und sein Recht in sich selbst: es ist nicht gut, nicht böse, es „ist da“. Nur danach wird gefragt, ob das Erlebnis „interessant“ sei: dies ist das Maß und zugleich die höchste Wertung. (S. 128.)

In dieser Kampfstellung gegen den Individualismus erschöpft sich aber die Auseinandersetzung mit dem Problem der Individualität nicht. Nur die Überwertung des Individuums wird abgewehrt, nur der Ismus wird zurückgewiesen; Individualität als die Eigentümlichkeit der Lebensprägung gilt als durchaus unaufgebbarer Wert. Man denke an v. Selchows Verse:

> Eins möcht ich sein und gäbe alle Ehren
> Gern dafür hin,
> Wenn mir die Götter das gewähren:
> Sein, was ich bin! (Von Trotz und Treue, S. 10.)

Aber auch wo direkte Äußerung fehlt, kann kein Zweifel daran sein, daß man nirgends an ein einfaches, unterschiedsloses Aufgehen des Einzelnen im Volkstum denkt. Man braucht hier nur an die durchgängige Geringschätzung der Masse zu denken. Wie viel Irrtum und Verblendung unserer Zeit wird aus dem Massendenken abgeleitet! „Die Weisheit wohnt abseits von der lärmenden Heerstraße, auf der die Massen wandern.“ (Fritz Thor: Sozialethische Aphorismen, Leipzig 1919, S. 22.) Bekannt ist ferner, mit welcher Leidenschaft demgegenüber das Führerproblem erörtert wird. Führer aber ist der „Kopf“, der Charakter, die ausgeprägte, individuell gestaltete Persönlichkeit. „Nur diejenigen, die beständig gegen die niederziehenden Masseninstinkte ankämpfen, sind zu Führern berufen. Ihnen erwächst die undankbare, aber geheiligte Aufgabe, immerfort gegen den Strom zu schwimmen.“ (Thor a. a. O., S. 48 f.) So denkt sich das Buch „Die politische Beichte eines deutschen Prinzen“ (Leipzig, Weichert) die Staatsgewalt zusammengefaßt in einem Rat der Hundert, in dem nur „Köpfe“, keine „Nullen“ sitzen (S. 61). Zuletzt sei an die Rolle erinnert, die der heldische Gedanke spielt. Hier handelt es sich, wenn wir etwa an das Buch von Hans F. K. Günther: Ritter, Tod und Teufel, der heldische Gedanke (2. Aufl., München 1924) denken, nicht um ein bloßes Führerideal, sondern um einen ganz allgemeinen Weckruf zu individueller Lebensprägung, gerichtet an ein „neues Geschlecht“, „aufhaltend die Zerrüttung der Dinge“, voll des Mutes, seiner Zeit und ihren Irrtümern fremd und „allen Späten und Nachtretern feind“ zu werden (13, 7).

Bei so entschiedener Richtung auf die Individualität der Einzelpersönlichkeit bedeutet es keine Eintragung

fremder Gesichtspunkte, wenn wir die Frage stellen: Wie denkt man sich den psychologisch-metaphysischen Ursprung der Individualität?

Die Antwort lautet einhellig: Besonderheit der Lebensprägung erwächst nur aus der Gründung im Volkstum. Das wird als so selbstverständlich empfunden, daß die Frage kaum gestellt wird. Über die Masse hebt sich der wahrhaft völkische Mensch. Heldische Kraft gewinnt, wer „zu den Anfängen" zurückkehrt (Günther: Ritter, Tod und Teufel 7, 16 u. A.). Die Anfänge aber sind die Urkraft des Volkstums. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen" (Günther S. 17). Danach ist Individualität in einem überindividuellen Lebenszusammenhang verankert. Sie entsteht nur dort, wo das Ich über sich selbst hinaus nach einem überpersönlichen Lebensbesitz greift.

Dieses Ergebnis ist um so wichtiger, als es uns die Möglichkeit gibt, die Übertragung des Individualitätsprinzips auf das Volkstum, die der Bewegung vor allem das Gepräge gibt, von ihren eigenen Voraussetzungen her zu prüfen. Daß wir hier an den eigentlichen Kernpunkt der völkischen Vorstellungswelt herankommen, bedarf keines Beweises. Es sei nur an einen besonders bezeichnenden Zug erinnert: die außerordentliche Leidenschaft, mit der das Rasseproblem erörtert wird. Der Antisemitismus mit seiner unübersehbaren, leidenschaftgesättigten Literatur hat hierin seinen Grund. Man wird mit tiefer Ergriffenheit der Eigenprägung seines Volkstums inne, man wird hellsichtig für die Verschiedenartigkeit von körperlicher und seelischer Artung, Gestalt und Auswirkung. Wenn dabei das viel gebrauchte Wort „Blut" recht naturwissenschaftlich klingt, so wird man sich bei fortschreitender Arbeit der Unangemessenheit der naturwissenschaftlichen Forschungsweise mehr und mehr bewußt. Man sieht sich auf das Rickertsche Problem von den „Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung" geführt (Hans Günther, Rassenkunde, München, 6. Aufl. 1924, S. 381); man wendet sich gegen „die Milieutheorie des 19. Jahrhunderts"; man sucht „das reine Bild der jeweiligen Rasse: den rassigen ‚Typus', als Idee im platonischen Sinn" (Günther, Rassenkunde, S. 14); und es ist nur konsequent, wenn im Verfolg dieser Richtung Clauß bei einem Phänomenalismus ankommt, der sich nunmehr mit voller methodischer Bewußtheit der Erforschung „der nordischen Seele" zuwendet (Clauß: Die nordische Seele, Artung, Prägung, Ausdruck. Halle 1923).

Hinter all diesen Wendungen und Bemühungen steht das Erlebnis der Individualität. Es spricht sich in bezeichnender Weise in der Art aus, wie Günther in seiner Rassenkunde aus der Abstumpfung des Blickes heraus zum Sehen der Besonderheit hinführen möchte, und ist auch in der Bestimmung niedergelegt, die er dem Begriff der Rasse gibt: „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder andern Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt" (S. 14).

Bei so zentraler Bedeutung der rassischen Individualität ist nun die Frage ihrer Wesensbestimmung von schlechthin entscheidender Wichtigkeit. Worin ist die Individualität einer Rasse begründet? Wir hatten gesehen, daß die Individualität der Einzelpersönlichkeit in dem überindividuellen Lebenszusammenhang des Volkstums verankert gedacht wurde. Lebenserfüllung fand der Einzelmensch nur, wenn er sich an ein Höheres hingab. Wenn man von dieser Erkenntnis her Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Rassenindividualität sucht, sieht man sich zu der Feststellung genötigt, daß die geistige Einstellung hier durchaus individualistisch ist. Die Rasse erscheint als letzter, wie es scheint, völlig in sich ruhender, sich selbst völlig genügender Lebenszusammenhang, über den hinaus es etwas Höheres nicht mehr gibt. Alles wird von ihrer Reinheit erwartet; die Rassen stehen als isolierte Individuen, durch keinen übergreifenden Lebenszusammenhang miteinander verbunden, nebeneinander, mit der einzigen Aufgabe ihrer Selbstbehauptung betraut. Dieser Auffassung muß der Gedanke der Ergänzungsbedürftigkeit der eigenen Rasse unvollziehbar sein; die Prometheusgebärde: „Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?" schließt gewiß nicht äußere Berührung, wohl aber jede innere Gemeinschaft mit anders Gearteten aus.

Wem das nicht richtig gesehen erscheint, der sei an Zweierlei erinnert. Zunächst einmal an die einhellige Abwehr des „Menschheitsgedankens", und dann an die eigenartige Wendung, die man dem Problem des Verstehens gibt. Danach scheint dem Menschheitsgedanken keinerlei positive Bedeutung zuzukommen. „Ist ‚Menschheit' — so fragt Hans Günther, wahrlich einer der Unbefangensten, in seiner „Rassenkunde" — etwas Anderes als Nichttierheit, ist Menschheit irgendeine Zusammenfassung, welcher mehr als eine rein naturgeschichtliche, zoologische Bedeutung zukommt? Die Menschheit ist keine wirkende Lebensform" (S. 386). Nun ist gewiß richtig, daß sich des Menschheitsgedankens in der Gegenwart vornehmlich das individualistisch und naturwissenschaftlich eingestellte Aufklärertum angenommen hat und daß ihm von daher leicht eine unerträgliche Abstraktheit anhaftet, die auch schon verwirklicht glaubt, was sich denken läßt, und keine Ahnung von der ungeheueren Tragik großer Verwirklichungen hat; zweifellos ist ferner, daß nur der Leichtsinn die bloße Internationalität des Geschäfts- und Hotelverkehrs schon für das Ende der Ära des nationalen Machtkampfes halten kann, — aber sicher ist auch, daß sich eine wirklich fruchtbare Kritik hier nicht von einem wieder nur individualistischen Standpunkt aus gewinnen läßt, dem man die völlige innere Beziehungslosigkeit nur zu deutlich anfühlt und der sich dazu noch mit sich selbst in Widerspruch setzt. Und vollends kann die giftige Geringschätzung, zu der sich diese Haltung leicht steigert, nur der Selbstverhärtung, nicht der Klärung und Entwirrung einer verwickelten Geisteslage dienen. Hier liegt auch der psychologische Grund für die völlige Verständnislosigkeit, mit der man gemeinhin dem Ausbau einer übernationalen Lebensordnung gegenüber steht. Man vergegenwärtige sich z. B. folgendes typische Gedicht Bogislav v. Selchows über den „Völkerbund":

Wenn dir scheint,
Daß wir vereint
Uns mit Owambo und Südseenegern
Zu einem Brudervolk verschwägern,
Und wenn du glaubst, du endetest alle Qual
Und befreitest die Menschen aus ihrem Jammertal
Durch diesen Schritt,
Versuchs einmal
Ich mache nicht mit. (Von Trotz und Treue, S. 82.)

Man ist zu sehr in seine völkische Selbstgenügsamkeit eingesponnen, man hat zu viel kecke Worte über alle darüber hinausgehenden Aufgaben und Wirklichkeiten geredet — was kann aus solcher Haltung sich schließlich Anderes entwickeln als eine gewisse eigensinnige Selbstabschließung, die der Einbildung verfällt, Dinge, für die der eigene Wortschatz keine Vokabel aufweist, seien nicht ernst zu nehmen? So sieht selbst Max Wundt in seiner „Staatsphilosophie" (Ein Buch für Deutsche, München 1923) das Völkerrecht daran scheitern, daß jeder Staat verpflichtet ist, „sein subjektives Recht, die Freiheit, niemals preiszugeben" (S. 88). Völkerrechtliche Abmachungen sind ihm, „wenn sie über das Gebiet rein menschlicher Hilfeleistungen (Rotes Kreuz) hinausgehen, zumeist politische Mittel des einen Staates gegen den andern" (S. 88). Nun sind die Schwierigkeiten der Verwirklichung ja gewiß ungeheuer. Aber kann man ihnen etwa bei entschiedener Bejahung der Notwendigkeit überstaatlicher Ordnungen nicht auch völlig gerecht werden? Und sind die aus dem hier proklamierten Staatsindividualismus hervorgehenden Ver-

wicklungen etwa weniger groß? Was hier zu einer anderen Würdigung nicht kommen läßt, ist vielmehr eben dieser Kollektivindividualismus, der gewissermaßen die einzige Schablone darstellt, in der man sich den Individualitätscharakter des Staates zu vergegenwärtigen vermag — im Gegensatz zu dem der Einzelpersönlichkeit, deren Entfaltung und Prägung man nur in der Hingabe an einen überindividuellen Wert sichergestellt glaubt.

Dieser alle Deutung beherrschende Kollektivindividualismus kommt noch besonders deutlich an dem um eine Philosophie des Verstehens bemühten Buche von Dr. Ludwig Ferdinand Clauß „Die nordische Seele" zum Bewußtsein. Seine Bedeutung liegt darin, daß es über den literarischen Durchschnitt der Bewegung weit hinaus nach einer wissenschaftlichen Grundlegung strebt. Es werden die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen und Schranken entwickelt, an die alles Verstehen gebunden ist. Man kann mit dem Verfasser gehen, bis das für ihn entscheidende Wort fällt: „Artverwandte ... bilden eine einhällige Gemeinschaft des Verstehens" (S. 136, Sperrung von Clauß). Rasse ist ihm Möglichkeit und Grenze allen Verständnisses. Das heißt doch zu schmalspurig denken. Sicherlich werden „Art", „Gewoge", „Gezüge", „Landschaft", „Schicksal" der Seele durch die Rasse entscheidend mitbestimmt. Sie ist, mit Scheler zu reden, der „Realisationsfaktor", sie ermöglicht das Dasein der Kultur, — wer aber damit ihr Sosein, ihre Ausgestaltung in Recht, Kunst, Glaube schon hinreichend determiniert glaubt, der bringt ein kompliziertes Problem doch auf eine zu einfache Formel. Damit gibt die erkenntnistheoretische Besinnung sich selbst preis. Ihr Wesen liegt doch wohl darin, daß das Denken lernt, sich selber zuzuschauen, daß es sich seine Voraussetzungen zum Bewußtsein bringt, daß es eifersüchtig auf seine Souveränität bedacht ist, die sich, wenn nicht anders, so doch darin kund tut, daß es um jede seiner Abhängigkeiten weiß, daß es, wo es schließlich vor seiner letzten Grenze steht, auch den Sprung ins Unfaßbare noch überwacht, ja, daß es ewig unbefriedigt auch jenseits dieser Grenze noch Probleme sieht. Hier wird nun der Sprung ins Blut mit einer Selbstverständlichkeit und einem Wohlbehagen getan, als seien nun alle Fragen gelöst, als ginge der Wahrheitsdurst seiner höchsten Erfüllung entgegen. Das Wahrheitsstreben hört auf, sich selber zuzuschauen; es fühlt sich frohlockend am Ziel, statt seiner Grenze mit Schrecken inne zu werden.

Und ferner sieht der nach innen gewendete Blick wirklich nichts Anderes als blutgebundene seelische Prozesse? Stößt er nicht auch auf Tendenzen, die ihrem ganzen Wesen nach nicht blutentsprungen sein können, denen gegenüber jeder Hinweis auf das Blut völlig sinnlos wird, weil er gar nichts erklärt, weil ihm jeder Deutungswert abgeht? Dahin gehört doch vor allem das ganze Reich der Sinnbedeutungen. Gewiß wird z. B. der Wahrheitstrieb sich in jeder Rasse anders äußern, hier mag eine mehr erobernd-vorstoßende, dort eine mehr empfangend-ruhende Gebärde obwalten, — aber hier wie dort wird doch etwas vom seelischen „Gewoge" völlig Unabhängiges gemeint; jener seelische Vorgang, in welchem Sprachlaut er sich immer äußert, will etwas bedeuten, er hat eine Richtung auf etwas Außerpsychisches, Ideelles. Hier von Rasse zu reden, wird zur völligen, nicht das Mindeste mehr erklärenden Sinnlosigkeit, denn seine Eigentümlichkeit ist eben, daß es draußen, außer der Seele, sie überragend und übergreifend, gesehen wird.

Man mache sich diesen Zusammenhang etwa an dem Schlußkapitel: „Die Einheit von Westen und Osten" in Hans und Margarete Drieschs Buch „Fern-Ost" klar (Leipzig 1925). Hier bekennt sich Hans Driesch unter Berufung auf seine Erlebnisse in China im Gegensatz zu früheren eigenen Anschauungen zu dem Satze: „Es sind nicht nur die Europäer, sondern alle Kulturmenschen gleichen ‚Wesens' (S. 302.) Ich habe in China neun Monate lang in regelmäßigen Universitätskollegien und, wie auch in Japan sechs Wochen lang, in Einzelvorträgen alle Gebiete der Geschichte der Philosophie, der systematischen Philosophie und der theoretischen Biologie behandelt. Verstanden bin ich worden ganz ebensogut und auch ganz ebensoschlecht wie daheim!" (S. 305.) Das wäre doch wohl ganz undenkbar, wenn der rassischen Abhängigkeit im Prozeß des Verstehens auch nur entfernt die Bedeutung zukäme, die Clauß ihr zuweisen möchte. Es ist nur denkbar, weil die Wahrheit eine ist. Wer das leugnet, gibt den Begriff der Wahrheit auf. Er muß dann konsequenterweise auch darauf verzichten, über das Wesen der „nordischen Seele" irgend etwas Gültiges ausmachen zu wollen. Darauf wird aber doch wohl Niemand verzichten wollen. Oder erhebt die völkische Bewegung etwa nicht mit besonderer Leidenschaft den Anspruch, daß das, was sie für deutsch hält, vor aller Welt wahr sei? Oder sollte die Neigung zum rein mechanischen Gewaltgebrauch, die uns später noch beschäftigen wird, vielleicht auch mit der Ungeklärtheit dieser grundlegend wichtigen Frage zusammenhängen? Sollten wir aber von einer Bewegung, die nicht an Wahrheit glaubt, die Erneuerung Deutschlands erwarten?

Jedenfalls aber erhebt sich die Frage, worin diese auffallende Unachtsamkeit auf die außerpsychischen Vorbedingungen des Verstehens, auf die Eduard Spranger und Theodor Litt bereits nachdrücklich hingewiesen haben, ihren Grund hat. Und da können wir nun keine andere Erklärung finden, als daß da etwas ist, dem „zuzusehen", das zum Bewußtsein zu bringen man sich scheut, weil es eine letzte Bindung weltanschaulicher Art ist, mit der man sich ohne Reflexion in der Haltung der Unmittelbarkeit eins fühlt. Das ist der Individualismus der Rassenbetrachtung. Man macht die Rasse zum höchsten Wert. Man glaubt an sie. Sie ist der in stolzer Selbstgenügsamkeit alles aus eigener Kraft vollbringende Prometheus. Wird sie nicht auch an den Felsen der Selbstisolierung geschmiedet werden, an dem ihr Untergang sich vollzieht?

Hier aber wird man fragen: Ist solche Feststellung nicht übereilt? hat die völkische Bewegung nicht ihren sehr starken religiösen Zug, der sie vor solchem Schicksal bewahrt? Gewiß wirkt die unbestreitbar vorhandene Wendung zur Religion schon in die Fassung des Individualitätsbegriffs mit hinein. Doch wollen wir sie nicht hier, sondern vom Lebensproblem her, der zweiten Frage, die wir behandeln wollten, zu verstehen suchen, weil sie hier am ehesten in ihren reinsten Motiven zu begreifen ist.

2. Das Lebensproblem

Verschaffen wir uns, noch unabhängig von seiner Wendung ins Religiöse, zunächst einen Eindruck von der Eigenbedeutung des Lebensproblems. Wir halten uns dabei wieder, wie schon bisher, nicht an die chaotischen Äußerungen, an denen es wahrlich nicht fehlt, sondern an solche Dokumente, denen mindestens der Wille zum Selbstverständnis anzuspüren ist — halten uns also methodisch an den Satz des Heraklit: *εἷς ἐμοὶ μύριοι, ἐὰν τις ἄριστος ᾖ.**)

Eine Betrachtung der völkischen Bewegung unter dem Gesichtspunkt des Lebens ist schon aus formalen Gründen unerläßlich. Es würde ein falsches Bild entstehen, wenn wir uns die Rolle des bewußten Denkens zu groß vorstellen würden. Die richtigen Proportionen können hier nur entstehen, wenn wir deutlich vor Augen haben, wie wenig im Grund streng gedacht wird. Es wird leidenschaftlich gefühlt, gewollt, geredet, organisiert, aber nicht gedacht. Der Bücher, die diesen Versuch ernsthaft machen, sind in der ungeheueren Literatur nur ganz wenige. Man

*) Einer gilt mir so viel wie Zehntausend, wenn der Eine besser ist als sie alle. D H

will auch nicht denken, man will leben. Wo aber der theoretischen Selbsterfassung so wenig Interesse zugewandt und deshalb notwendig Vieles unscharf gefaßt, nur halb ausgesprochen oder mißverständlich formuliert wird, muß auch jeder Deutungsversuch sich vor begrifflicher Vergewaltigung der Phänomene besonders gewarnt fühlen. Schon deshalb ist es nötig, unsere bisherigen Erörterungen noch von einem anderen, den fließenden, unabgeschlossenen und untheoretischen Charakter der Bewegung beleuchtenden Gesichtspunkt aus zu ergänzen. Das ist nur vom Lebensproblem aus möglich.

Worin besteht nun diese Hinwendung auf das Leben, und zu welchen Konsequenzen führt sie? Sie zeigt sich zunächst in einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Man haßt die komplizierte, reflektierende und künstlich konstruierende, immer neue „Verfahren" erfindende, sich in bloßer Lebenstechnik erschöpfende, immer am Abgeleiteten haftende Geschäftigkeit des Zeitgeistes. Man sucht ihr Gegenbild im „heldischen Gedanken".

„Der Held steht immer in den Anfängen der Welt" (Günther: Ritter, Tod und Teufel, S. 7). Er ruht in sich selbst, er ist nicht betriebsam nach außen gerichtet, sondern einsam und „heldisch faul". Es ist kein Zufall, daß hier der Friedrich Schlegelsche Begriff der schöpferischen Faulheit auftritt. Man ist der bloßen Technik der Lebensbewältigung müde. Man wartet auf Offenbarungen. Man möchte sich hineingeben in „eine ewige unwandelbare Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, alles Geborenwerdens, Vergehens und Verjüngens" (Fritz Thor: Der neue Glaube, 2. Aufl., Leipzig 1921, S. 20). Aus den Anfängen und Ursprüngen der Welt wird ein neuer Lebensschwung: „Die Kraft des Helden", die „heldische Liebe", der „heldische Glaube", der „heldische Haß" und schließlich eine ganz neue Kultur erwartet (Günther: Ritter, Tod und Teufel). Bezeichnenderweise empfindet sich diese Lebensstimmung in besonders ausgesprochenem Gegensatze zur Wissenschaft des 19. Jahrhunderts; dieser fehlt die Ehrfurcht vor der Unerforschlichkeit der tieferen Lebenszusammenhänge; sie hat „aus ihren wissenschaftlichen Ergebnissen Weltanschauungen hergestellt" (Günther, S. 12), den Naturalismus und Historizismus, „die Geschichtelung des Geisteslebens" (S. 13) gebracht und so „die Kraft und Leidenschaft des Denkens" (S. 13), d. h. eben seine aufs Letzte, die „Anfänge" gehende Tendenz zersetzt. Dafür hat sie den aufgeklärten Vielwisser und den aus allen elementaren Zusammenhängen herausgerissenen liberalen Welt- und Spießbürger geschaffen, dem Märchen und Mundart fremd werden und der „das Volkslied um den Operettenschlager", „das Sprichwort um das Schlagwort der Zeitungen und um die schnoddrige Redensart Berliner Prägung" hingibt.

Neben diesem Hinweis auf die keiner bloßen Wissenschaft zugängliche Irrationalität des Weltbefundes ist es vor allem die Frage nach dem Sinn und Wert des Daseins, die dieser Hinwendung auf das Lebensproblem das Gepräge gibt. Man möchte heraus aus der sinnlosen Anhäufung bloßer Nützlichkeitswerte, heraus aus der satten Zufriedenheit liebloser Gedankenlosigkeit. „Warum stehen Viele so unbefriedigt und ratlos in dieser Überfülle drängender Erscheinungen? Es fehlen uns feste geistige und sittliche Normen und Maßstäbe, sichere Gewichte, nach denen wir die Dinge und geistigen Werte wägen können" (Fritz Thor: Der neue Glaube, eine praktische Lebensphilosophie und vernunftgemäße Sittenlehre, Leipzig 1921, 2. Aufl., S. 18). „Alle noch so tiefen wissenschaftlichen Einsichten bringen keine volle Befriedigung" (ebenda).

Von hier aus läßt sich leicht verstehen, was dieser ganzen Haltung die Wendung zur Religion bedeuten muß. In ihr besiegelt sich die Abkehr von allem bloßen Intellektualismus der Lebensdeutung, hier findet die Beugung vor dem unerforschlichen Mysterium des Lebens ihren abschließenden Ausdruck. Wo die Sinnlosigkeit der Oberfläche und die Irrationalität des tieferen Wirklichkeitsbefundes einmal so stark empfunden und gleichwohl auf eine positive Lösung nicht verzichtet wird, drängt sich die religiöse Antwort ja von selbst auf. Sie ist der endgültige Abschied an allen Spezialismus der Weltbetrachtung, sie umfaßt das Ganze des Lebens. Ihr erschließt sich die drängende und schon in aller Kritik bohrende Frage nach dem letzten, das Ganze tragenden Sinn und Wert des Daseins.

Ihr eigentümliches Gepräge und ihren Inhalt erhält aber diese Wendung zum Leben und zur Religion durch ihre Beziehung auf die Rasse. Sie ist der schöpferische Anfang. Die Reinheit ihrer Artung wird zum höchsten Gut. Hier bestätigt sich uns die abschließende Charakterisierung jenes Rassenindividualismus, auf den wir stießen. Das Blut ist Grund und Ursprung aller Dinge.

Verdeutlichen wir uns diese allgemeine Charakterisierung durch Versenkung in zwei das Ganze beleuchtende Sätze.

Den einen entnehmen wir einem vom „Gemeinschaftsamt der Germanischen Glaubensgemeinschaft" verbreiteten Flugblatt „Religion und Rasse" von Heinz Melzer. Er lautet: „Der Schlüssel, der alle Fragen im Menschen- wie im Völkerleben löst, heißt Rasse."

Was heißt das? Ist damit nur ein methodischer Grundsatz, oder ist eine metaphysische Wahrheit gemeint, die auch für die praktische Lebens- und Weltgestaltung Geltung fordert? Auch im ersten Falle würde es sich um eine schlimme Verallgemeinerung handeln. Sie würde sich aber bei klarer Einsicht in ihren bloß fiktiven Charakter im Verlaufe der Arbeit wohl von selbst korrigieren. Davon kann aber keine Rede sein. Unverkennbar hat der Verfasser ein höchst unmittelbares, jederlei Abstandsgefühl ausschließendes Verhältnis zu seinem Satze. Vollends wird sein metaphysischer Sinn aus dem sonstigen Inhalt des Flugblattes unzweifelhaft klar. Die Rasse gilt als der reale Ursprung aller Religion. Die einzelnen Rassen, heißt es, bilden „die Grundlage der einzelnen Religionssysteme", „es gibt keine Religion für alle Menschen" (S. 1). Über Charakter und Wert einer Religion entscheidet ihre Rassengrundlage. So sind Buddhismus und Christentum unbrauchbar, weil „beide Systeme Völker zur Unterlage hatten, die eine hochgradige Rassenvermischung aufwiesen" (S. 2). Für den Deutschen kommt somit nur eine „germanisch-idealistische Religion" in Betracht. Und nun heißt es völlig unmißverständlich: „Die ‚göttliche Offenbarung', die ihre Grundlage bildet, ist das germanische Rassenempfinden, ist der ‚Gott in uns', der unser Denken, Fühlen und Handeln bestimmt" (S. 3).

Wir halten inne. Mit dem Begriff der Offenbarung bringt doch sonst, wie neuerdings z. B. Heinrich Scholz in seiner Religionsphilosophie eindrucksvoll nachgewiesen hat, die Religion ihre Unableitbarkeit zum Ausdruck. Sie will durchaus nur Inhalt, nicht Schöpfung irdischer Lebenszusammenhänge sein. Sie weiß sich bei voller Klarheit über sich selbst in einer Mensch und Welt umgreifenden und tragenden Wirklichkeit begründet: ohnedies verliert der Gottesbegriff allen präzisen Sinn. Sie braucht das Diesseits zu ihrer Verwirklichung, nicht aber um ihrer Wahrheit willen. Wer das leugnet, muß sie entweder zur bloßen Phantasieschöpfung, zur bloßen ideologischen Spiegelung endlicher Zusammenhänge machen — und dann gerät er in unauflöslichen Widerspruch mit ihrem Selbstbewußtsein — oder aber: er nimmt ihren Anspruch ernst und muß dann reale Offenbarung, letzten Ursprung, höchstes schöpferisches Prinzip in einem Unendlichen gegeben finden. Es heißt nun „die germanische Glaubensgemeinschaft" lediglich ernst nehmen, wenn wir sagen: hier findet eine Vergottung der Rasse im genauen Sinne des Wortes statt. Oder welcher andere Begriff soll

sich zur Charakterisierung einer Auffassung darbieten, die alles das, was eine Religion eben nur von Gott erwartet, der Rasse zuschreibt? An diesem Tatbestand wird auch dadurch nichts geändert, daß sich mit dieser Einschätzung andere Deutungen — Religion als Phantasieschöpfung und als bloßes Mittel zur Lebenssteigerung — unter Verwischung aller Grenzlinien vermischen.

Wir wollen noch einen Satz aus Hans Günthers „Rassenkunde" heranziehen. Er lautet (S. 4):

Man frägt nicht mehr vernünftelnd nach Sinn oder Zweck oder gar nach dem Wert des eigenen Volkstums oder der eigenen Rasse; man hat erkannt, daß die Mächte des Blutes dem Zergliedern des Verstandes kaum noch zugänglich sind, daß Blut, Rasse, Volkstum und angeborenes Wesen selbst die Verstandesleistung und wissenschaftliche Erkenntnis vielfach bedingen. Man erkennt, daß das ererbte Blut eines Menschen sein eigenster, sein schicksaligster Besitz ist; so kommt man dazu, das Bluterbe als das Gewisseste anzusehen, das allem Glauben und allen Werken erst die Echtheit gibt; man kommt dazu, im Bluterbe eines Menschen sein Wesen und Sein zu spüren, das ihn echter bezeichnet als sein Tun. Und so endlich ist für Liebe und Glauben die wahre Heimat gefunden. ... Das gleiche Blut allein wird Einheitliches und Bestehendes schaffen, die Vermischung wird immer wieder Wirrnis, Mißdeutung, Selbstsucht aller gegen alle, kurz Gesittungslosigkeit und Zersetzung schaffen.

Darüber ist doch wohl nur Folgendes zu sagen. Die Rasse ist hier über alle irdischen Güter hinausgehoben, sie steht jenseits aller Begriffe und ist der Ursprung aller Werte. Sie allein schafft Einheitliches und Bestehendes, sie bedingt Verstandesleistung und wissenschaftliche Erkenntnis und gibt aller Liebe, allem Glauben und Wirken erst Einheit und „Heimat". Das sind Ausdrücke, die einer Steigerung nicht mehr fähig sind. Wo in aller Welt bleibt da noch Raum für eine letzte, auch die Rasse umgreifende und tragende schöpferische Macht? Man muß doch wohl schlechterdings sagen: die Lage des Zeus in Schillers „Teilung der Erde" ist noch günstig zu nennen. Er muß dem Dichter zwar sagen: „Die Welt ist weggegeben; der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein", aber er kann den Zuspätgekommenen doch wenigstens in seinen Himmel einladen. Jetzt ist auch der Himmel weggegeben, die Rasse ist an die Stelle Gottes getreten. Wenigstens trägt sie allen Sinn in sich selber, und jedenfalls vollbringt sie alles das, was die christliche Religion allein von Gott erwartet. Schließlich ist die menschliche Seele nur einer beschränkten Hingabe fähig. Wenn sie schon am Vorletzten die höchsten Beseligungen erlebt, wird sie schwerlich geneigt sein, dem donec requiescat in te *) einen überweltlichen Sinn zu geben.

Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn wir uns einen Augenblick die psychische Lebensform vergegenwärtigen, in der sich jede Verunendlichung endlicher Güter darstellt: es ist der R a u s c h. Eine auch nur einigermaßen vollständige Psychologie des Rausches kann hier natürlich nicht gegeben werden. Es sei nur gesagt, daß dem Rausch ein Herausstreben des Lebensgefühls aus seiner Durchschnittslage, eine Sehnsucht nach Überwindung der bloßen Alltäglichkeit zu Grunde liegt, die aus den tiefsten geistigen Lebensinstinkten hervorbrechen kann. Zum Rausch wird sie, wo die Lösung der Spannung im Sinnlich-Endlichen gesucht wird, statt ihre Erfüllung in der unendlichen Welt des Geistes zu suchen. Im Rausch spricht sich ein Verlangen nach Wandlung aus, das sich nicht ganz versteht und deshalb mit einer vorübergehenden Überhöhung des Selbstbewußtseins, einem bloßen Wechsel der Kleider, der Stimmung, des Ausdrucks vorlieb nimmt. Die völkische Bewegung muß zum Rausch führen, und der Taumel der deutschen Tage, das Gewichtlegen auf den Rhythmus großer Massenversammlungen, Aufmärsche und Demonstrationen, die Riesenpropaganda, die Freude an der Uniform, in der eben der neue Mensch ohne wirkliches Herausgehen aus dem Alltags-Ich und der seelischen Alltagsbelastung gesucht wird, dazu noch das Verschwinden aller moralischen Skrupel, wo es sich um die Durchsetzung eigener Zwecke handelt, zuletzt die Freude am Krieg ohne nüchternes Bewußtsein seiner Konsequenzen — das alles sind typische Anzeichen für den Rauschzustand der Seele.

Von welcher Seite aus ich mir also die Dokumente dieser Religiosität auch ansehe, von der psychologischen, erkenntnistheoretischen oder wertphilosophischen, stets sehe ich mich zu der Feststellung genötigt, daß ihre Eigentümlichkeit in einer Verunendlichung von Endlichem, einer Verabsolutierung von Relativem, in einer Vergötzung des Blutes besteht — ein Ergebnis, in dem sich zugleich unsere Feststellungen über den der Bewegung eigentümlichen Kollektivindividualismus bestätigen, der, wie sich nun zeigt, in der Wendung zur Religion keinerlei Korrektur, sondern nur gesteigerten Ausdruck findet

Man darf sich darüber nun keiner Täuschung hingeben, daß rein theoretische Erörterungen auf völkischer Seite wenig Aussicht auf Gehör haben — einfach deshalb, weil sich das Interesse ganz überwiegend auf die Frage der praktischen Durchsetzung konzentriert. Wer hier in ein Gespräch kommen, statt tauben Ohren predigen will, wird gut tun, stets auch an den praktischen Erneuerungswillen der Bewegung zu appellieren.

Ziegra (Sachsen) A l f r e d D e d o M ü l l e r

*) Der Ruhe in Gott. D H

Die Christen und die Andern in Frankreich

Das Wort „Christ" hat in Frankreich noch seine prägnante Bedeutung. Die Christen bilden eine Gruppe neben anderen Gruppen. Die Tatsache, die bei uns die Struktur des öffentlichen Lebens so verschwommen macht, daß nämlich die übergroße Mehrheit der Nationalisten, Pazifisten, Monarchisten, Freimaurer, Künstler, Theosophen u. A. nebenbei auch Christen sind, belastet Frankreich nicht. Ob man nun an die etwa 1 Million Evangelischer (einschließlich der etwa 400 000 Elsässer) denkt oder an die höchstens 10 Millionen bewußter Katholiken: immer heben sie sich von den Anderen ab, immer fühlen sie sich als Missionsgemeinde, immer sind sie im Ringen um den Bestand, aber auch um die eigene Läuterung und Vertiefung: eine ecclesia militans mehr als bei uns, wo den Kirchen doch eigentlich alles mehr oder weniger in den Schoß fällt — sehr zum Schaden der Innerlichkeit und ihrer wahren Mission. Eine „Wiedereintrittsbewegung", die meist auf sehr äußerlichen Motiven beruht und in der zum Teil doch die alte staatliche Subordination nachwirkt, wäre in Frankreich unmöglich.

In Frankreich habe ich jetzt die Gemeinden besucht, aber auch die offizielle Kirche und Theologie kennen gelernt. Ich sprach zu den Gemeinden im Kohlengebiet, diesseits der alten deutschen Front in Hénin-Liétard, jenseits (also hinter der Lorettohöhe mit ihren Tausenden weißer Soldatenkreuze) in Bruay, wo während des Krieges die Zechen in Betrieb blieben. Auch in der theologischen Fakultät Paris, die zur Zeit des Trennungsgesetzes von der Sorbonne abgetrennt wurde, sprach ich über die geistige Lage Deutschlands und die neue Theologie, und es war tiefbeglückend zu sehen, wie dieselben grundsätzlichen Fragen auch dort wirklich b e w e g e n: die Umkehr aus der Relativität, die Universalität des Reiches Gottes, die Abwendung von menschlichen Illusionen und Götzen.

Es war eine Fülle von Gesprächen und Eindrücken, die mich mit dem alteingesessenen Protestantismus, aber auch mit den schlichten Missionsgemeinden verbanden, wo das neuerwachte Gemeindegefühl unter denen, die vorher wirklich nichts von Christus wußten, so stark ist, daß im Sonntagsgottesdienst die ganzen Familien sich versammeln, einschließlich der Allerkleinsten, die im Kinderwagen liegen, zu schreien beginnen und beruhigt werden müssen. Aus all diesen Erfahrungen, wozu noch Aussprachen mit führenden Katholiken (Marc Sangnier, Hoog, Pere Don-

ceur) kamen, sei nun einiges Wesentliche festgehalten. Zunächst sei auf den Missionscharakter der evangelischen Kirche noch einmal besonders hingewiesen, dann die soziale und die politische Haltung der Kirchen und schließlich etwas vom unbewußten Christentum in Frankreich betrachtet.

1. Das protestantische Frankreich hat sich in der Société Centrale Evangélique ein Organ geschaffen, das die Aufgabe der Missionierung zu bewältigen versucht. Ihre organisatorische Stellung innerhalb des Protestantismus ist nicht leicht zu erkennen (an anderer Stelle, in den Theologischen Blättern, werde ich ausführlich darüber berichten), aber sie sind, und das ist das Wesentliche, das aktive, belebende Element, ohne das der französische Protestantismus zweifellos in der Gefahr der Erstarrung und des Ausruhens auf dem Besitz wäre. Die Aufgabe ist gewaltig: aus dem Nichts Gemeinden entstehen zu lassen und ihnen allmählich die Richtung zum Gemeindebewußtsein und damit zur Kirche zu weisen. Diese Pioniere, meist junge Pfarrer, gehen in eine Wüste. Denn von einer Durchsäuerung des Volkes durch katholisch-christliche Gedanken kann keine Rede sein. Die Verbindung ist ganz lose: man läßt sich taufen, trauen, begraben — die katholische Kirche tut das in Frankreich! — aber sonst bekümmert man sich darum nicht. Die Lehrer sind meist Freidenker, d. h. Anhänger der französischen Staatsphilosophie des vor kurzem verstorbenen Dürkheim, eines französischen Hegel, dessen Wurzeln auf Comte zurückgehen. Danach gewährt die Religion einige psychologische Vorteile für Charakter, Moral, Verstand; aber alles Entscheidende und die Wahrheitsfrage schaltet ganz aus, oder wird in der Praxis entwicklungsgeschichtlich-negativ behandelt. Ich hörte ein Scherzwort, wonach der letzte Rest des Religionsunterrichtes, die „Pflichten gegen Gott" im Moralunterricht, in einer Stunde abgehandelt werden, und diese Stunde treffe meist noch auf einen Feiertag. Gleichwohl wurde von allen Protestanten, die mit dieser Regelung der weltlichen Schule durchaus zufrieden sind (und sie können es als Missionskirche auch sein) durchaus anerkannt, daß die Lehrerschaft bei all ihrer individualistischen, ja anarchistischen Haltung ein gutes und verantwortungsbewußtes Werk an den Kindern tue.

Und in diese entgötterte Welt dringt nun die Société Centrale Evangélique ein mit ihrem harten und langsam gegen die furchtbare Gleichgültigkeit fortschreitenden Werk. Ihre Ziele formuliert sie selbst folgendermaßen (von mir stark gekürzt): Ihr Werk ist das wesentliche Werk des französischen Protestantismus innerhalb Frankreichs. Sie vereinigt die alten Gesellschaften der inneren Mission (im weitesten Sinne) von 1833 und 1847. Das Ziel: das Evangelium von Jesus Christus predigen, wo nur eben möglich: 1. den zerstreuten Protestanten, die keinen Gottesdienst und keine Pastoren haben; 2. den Nicht-Protestanten, deren immense majorité Freidenker, Atheisten, Indifferente, Unwissende sind, bar jeder Art von Religion. Aufbau: 12 Sektionen, davon eine für die Kolonien. Stark zentralisiert, um eine Art Rückgrat des gesamten französischen Protestantismus zu bilden. Die akute Aufgabe: soweit die geringen Mittel reichen, die Gunst der Zeit nützen, wo die religiöse Frage so lebendig ist wie nie seit der Reformation und wo wir häufig gerufen werden. Der Geist: auf rein religiöser Grundlage den Erlöser verherrlichen und zur geistigen, moralischen und sozialen Verwirklichung beitragen, was nur durch die Kraft seines Evangeliums geschehen kann. Eine Ausbildungsanstalt, die Versorgung der Badeorte mit Predigern, eine Anzahl von Publikationen und anderes mehr gehören fernerhin zum Aufgabenkreis.

Wenn die jungen Theologen die Universität verlassen, entscheiden sie sich, ob sie in die alteingesessenen Gemeinden oder in die Missionskirche gehen wollen, unbeschadet späteren Wechsels. Die Missionskirche hat andere Gesangbücher, mit weltlicheren Melodien, leichter verständliche Gottesdienste (mit vielen Schriftvorlesungen) und ein großes Netz von Veranstaltungen, um die Gemeindeglieder auch persönlich in Berührung zu halten und das Bruderbewußtsein zu stärken.

Ein großer Teil dieser entstehenden Gemeinden der Sektion Nordfrankreich hat sich der von England ausgehenden Welt-Brotherhood-Bewegung angeschlossen. Sie bilden in sich einen Stamm von ganz Überzeugten (etwa im Sinne des Zinzendorfschen Christentums) die folgende Verpflichtung unterschreiben: „Auf Grund des Bruderschafts-Paktes verpflichte ich mich vor Gott und mit seiner Hilfe in allen Dingen dem Geist der Bruderschaft (fraternité) zu folgen, dem Vater und dem Erlöser zu dienen und sie zu lieben in jedem Menschengeschöpf." Im Pakt selbst heißt es: daß man ökonomisch das System der Konkurrenz durch das brüderlicher Zusammenarbeit ersetzen, politisch für die Demokratie und die Menschenrechte wirken, national dem Vaterland als einer „Provinz der Menschheit" treu bleiben, international den Haß- und Kriegsgeist bekämpfen und die Nationen versöhnen wolle.

Wie sähe es in der Welt aus, wenn in allen christlichen Kirchen und Ländern so bewußt ans Werk gegangen und Stoßtruppen des neuen Geistes gebildet würden?

Diese Brotherhoods arbeiten sehr stark mit den Methoden der englischen Settlements, wenn auch noch in einfacheren Formen, da die reichen Geldmittel wie in England nicht dahinter stehen. Man nennt diese Stätten brüderlicher Gemeinschaft Foyer du Peuple und setzt sie nach dem Programm ganz stark ein — grundsätzlich — für soziale und ärztliche Hilfe, soziale Abende, Antialkoholbewegung, Pazifismus (!!) und religiöse Zusammenkünfte. Der Ehrenpräsident dieser französischen Brotherhoods ist der bekannte Theologe Elie Gounelle, der die erste vor 27 Jahren in Roubaix gründete, die, wie ich selbst sah, noch heute in hartem Ringen um die Christianisierung der Stadt steht. Gounelle erklärte: Wenn wir genug Brotherhoods bekommen, dann können wir die Zahl unserer Gemeinden in 30 Jahren verdoppeln. Präsident ist der bekannte Liller Pastor Nick, eine der markantesten Persönlichkeiten des französischen Protestantismus. In seinem Foyer fand auch die sehr wertvolle Konferenz der evangelisch-christlichen deutsch-französischen Einheit (unter Leitung des Bonner Pfarrers Rambaud*)) statt, die etwa 10 Deutsche und 30—40 Franzosen im brüderlichsten Geiste vereinigte, obwohl sie teilweise das Gegenteil von Pazifisten waren. Der Sekretär, Pfarrer Chastand in Nantes, sagt in der englischen Vierteljahrsschrift The Brotherhood World, daß die Brotherhoods den französischen Protestantismus gerettet und zum Leben erweckt haben und sein hellstes Juwel seien.

2. Welches ist nun die soziale und politische Haltung dieser so hoffnungsvollen französischen Christen? Das Gesamtbild ist etwa folgendes: Der Katholizismus als Ganzes ist reaktionär, teilweise royalistisch. Er ist Gegner des (angeblich!) fortschrittlichen Staates und seiner offiziellen Philosophie. Es gibt eine ausgesprochene Linksgruppe unter Marc Sangnier und seinem ausgezeichneten Sekretär Hoog, die Jeune Republique mit ihrer Zeitschrift ‚L'âme commune'. Diese ist nicht sozialistisch, sondern solidarisch im Sinne unseres linken Zentrums eingestellt, demokratisch absolut zuverlässig, in der Taktik vorsichtig, aber von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie Pionierarbeit im Sinne der christlichen Weltgestaltung leiste und darum für die umständlich nachhinkende und von Bedenken jeder Art zerfressene parlamentarische Wirkung nicht in Frage komme (im Grunde

*) Jetzt Gonzenheim im Taunus.

deshalb ist auch Marc Sangnier nicht wieder ins Parlament gewählt worden). Sie ist im ganzen Lande stark. Zahlen zu nennen ist schwer; nach meinem Eindruck beeinflußt die Gruppe vielleicht ein Zehntel des französischen Katholizismus direkt, einen weit größeren Teil dynamisch-indirekt.

Einer der führenden politischen Berater des Katholizismus ist Père Doncoeur (zugleich ein Gelehrter feinster Struktur, der soeben die Urschriften von Angelo da Foligno entdeckt hat). Er arbeitet an der inneren Auflockerung der Katholiken, ist ebenfalls Solidarist, betont die soziale Aktivität der katholischen Kirche und sprach sich eingehend in dem Sinne aus, daß zwischen Frankreich und Deutschland nichts Trennendes mehr stehe, sobald eine endgültige Regelung der Reparations- und eine freiere Behandlung der Sicherheitsfrage erfolgt sei. Er ist einer der besten Kenner französischer Kultur, zugleich ein guter Kenner der Deutschen und einer der wenigen führenden Franzosen, die deutsche Kongresse usw. besuchen. In bezug auf die Erklärung der französischen Bischöfe, daß ein Katholik Republikaner, Royalist und Imperialist, aber nicht Sozialist und Kommunist sein könne, ist es wichtig zu wissen, daß hier Imperialisten gleich Napoleonisten ist (deren es verschwindend Wenige gibt) und daß der Begriff Sozialist festgelegt ist (wie alle französischen Begriffe festgeformt sind!), und zwar im Sinne des antireligiösen Marxismus. Ein Begriff wie religiöser Sozialismus wäre also jedenfalls innerhalb des französischen Katholizismus in sich unmöglich. Bedeutsam ist auch zu wissen, daß man in offener persönlicher Aussprache durchaus bereit ist, die Kriegsschuldfrage im christlichen Sinne (als Schuld aller Nationen und Regierungen) zu diskutieren, daß man aber wegen der damit verbundenen Nervosität eine öffentliche Erledigung vor der Lösung der Sicherheits- und Reparationsfrage nicht für opportun hält, vielmehr glaubt, daß sich das nachher von selbst mache. Dies ist übrigens auch der Standpunkt der meisten Protestanten.

Im Ganzen sind die Protestanten schon offener und mehr aufgelockert. Zwar ist die traditionelle, alteingesessene Kirche recht „bürgerlich", sie besteht auch vorwiegend aus Intellektuellen und hat im Vergleich zu ihrer zahlenmäßigen Stärke sicher einen zehnmal größeren Einfluß auf das öffentliche Leben. Aber die Missionskirche, die durch ihre Methoden und Mitgliedschaft wenigstens in den Industriegebieten den Arbeiterfragen näher steht, ist von einem frischen, belebenden Zuge erfüllt. Es war doch so, daß ich in gewissen Kriegsgebieten (Hénin-Liétard) ohne weiteres im Rahmen der Missionskirche sprechen konnte, während kurz vorher die französische Friedensgesellschaft es nicht für tunlich befunden hatte, deutsche Pazifisten wie v. Gerlach sprechen zu lassen. Und durch den engen Zusammenhang der Missionskirche mit der alteingesessenen ist es doch erreicht, daß solche, die 1919 noch das Rheinland annektieren wollten, jetzt durchaus offen und friedlich gesinnt sind, wenn wir uns auch nicht darüber täuschen dürfen, daß der allgemeine Zug des Mißtrauens (nicht Hasses) gegen Deutschland nirgends fehlt. Aber man sieht doch seine Aufgabe nicht in der Aufrührung, sondern in der Verhinderung von neuen Schwierigkeiten. Und nachdem wir in der vornehmsten Kirche von Paris ein frohes französisches Glaubenslied nach der Melodie „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen hatten, erschien es selbstverständlich, daß der ältere, ehrwürdige Pfarrer für Familie, Nation und Menschheit betete und, am Tage der Wahl Hindenburgs und am Vorabend der kommunalen Wahlen in Frankreich, jede politische Beeinflussung durch die Predigt deutlich ablehnte. Weitere Kreise der Protestanten gehören dem Versöhnungsbund an, und es war erstaunlich, daß die jungen Theologen von der Fakultät in großer Anzahl (etwa die Hälfte der gesamten Theologenschaft) an einem der regelmäßigen Vortragsabende teilnahmen. Das könnte man sich für Deutschland gar nicht denken; in Frankreich aber ist die Theologenschaft der Hauptträger des Versöhnungsbundes. An jenem Abend wurde die Frage „Jesus und die Gewalt" durch einen der Kommunistischen Partei Frankreichs nahestehenden Anarchisten behandelt (der die Kommunistische Partei Frankreichs für die einzig mögliche Partei erklärte, ohne daß man über ihn herfiel); das Sommerprogramm sieht weiter vor: „Jesus und die Gleichheit" durch Pfarrer Cooreman, „Jesus und die Diktaturen", durch den bedeutenden L. Revoyre, Herausgeber des Chrétien Libre *), führendes Mitglied der Kommunistischen Partei Frankreichs in seinem Bezirk, und dies als überzeugter Christ, schließlich: „Jesus und der Reichtum", durch die Herren Martin und Faure.

Man darf sagen, daß die neuaufstrebende Generation im französischen Protestantismus nicht durch Vorurteile sozialer und politischer Art belastet ist — wie ja auch Weihnachten vor einem Jahre eben diese Theologen der Pariser Fakultät den Versöhnungsbrief an die Deutschen geschrieben haben. Und das ist eine große Hoffnung. Möge nur der deutsche Protestantismus ebenso erschüttert vor den Dingen stehen und ebenso tief um die Sache ringen, die Gott uns in der Frage Deutschland—Frankreich nahebringen will.

3. Man darf sich nun die weiten Kreise französischer Intellektueller und auch der anderen Volksklassen nicht als von jedem guten Geiste verlassen vorstellen. Bei Dichtern und Künstlern, in aristokratischen Kreisen und im Mittel- und Arbeiterstande findet sich auch da, wo man nicht bewußt christlich ist, zum mindesten viel guter Wille. Von Angehörigen der aristokratischen Kreise hörte ich aussprechen, daß man sich mit ganzer Seele für den Frieden einsetze und daß darum z. B. das Elsaß ein neutrales Land werden müsse. Man hört gelegentlich das Wort des „Tigers" Clemenceau zitieren: „Die große Revolution wird erst auf Erden kommen, wenn die Christen sich entschließen christlich zu leben." Es wird in ähnlichem Sinn als Mahnung an die Christen angesehen wie bei uns das Nietzsche-Wort, daß die Christen ihm erlöster aussehen müßten, wenn er an ihren Gott glauben sollte. Auch ein Wort des edlen Jaurès, der den Marxismus in seiner starren Form ablehnte und ihn mit der geistigen und seelischen Erneuerung verbinden wollte, und der trotzdem — oder deshalb? — ins Pantheon aufgenommen wurde, hört man öfter: „Wenn du den Frieden willst, glaube, daß der Friede möglich ist."

Ich stand vor dem Denkmal Alfred de Mussets vor der Comédie Française. Ihm kann man sicher keine bewußte christliche Haltung nachsagen, und doch zeugen die Worte auf dem Denkmal aus seinem Gedicht „Die Mainacht" von der Nichtigkeit des Menschen: „Nichts macht uns so groß wie ein großer Schmerz ... die verzweifeltsten Gesänge sind die schönsten, und ich kenne unsterbliche Lieder, die ein reines Schluchzen sind." Und danach sah ich in der Comédie ein Stück „Aimer" von Géraldy (auch schon in Wien und Berlin aufgeführt), das in dem einfachen Spiel dreier Personen die Frage der Ehe lebendig werden läßt — für mein Gefühl unübertroffen — und das mit einer Glorifikation der Ehe schließt.

Nein — Frankreich ist nicht dekadent. Es hungert genau wie wir nach dem erlösenden Geiste. Es wird von ihm getroffen werden, wenn die „Anderen" mehr und mehr Christen werden.

Solingen-Foche Hans Hartmann

*) Ein Blatt, das Jeder lesen sollte, der das Problem Deutschland—Frankreich für eines der dringendsten hält. Es erscheint zwanglos alle 5—6 Monate, Preis jedesmal 1 Frank = 25 Pfg. Man bestelle direkt bei L. R. Melun (S. es. M.), 37 rue de la Fosse-aux-Anglais, man erhält dann die letzte Nummer. Verhandlungen wegen einer deutschen Ausgabe schweben.

Die Nestorianer

Ueberreste eines alten Kulturvolkes und einer alten Kirchengemeinschaft im Orient*)

Wer sind die Nestorianer, deren Name von Zeit zu Zeit in der europäischen Presse immer wieder erwähnt wird, die auch noch heute, dezimiert und vertrieben aus ihren uralten Heimstätten, seitens der selbstsüchtigen Diplomatie der „Schutzmächte der orientalischen Christenheit" als Figuren ihres politischen Schachspiels behandelt werden?

Die Bezeichnung „Nestorianer" ist eine recht unglückliche, denn darunter kann man überhaupt nicht einen Volksstamm verstehen. Aber auch in kirchlich-religiöser Hinsicht trifft diese Bezeichnung nicht mehr zu, denn es gibt heutzutage auch viele „Nestorianer", die nicht mehr Nestorianer sind. Also die Verwendung dieses Namens darf nur als eine bedingte angesehen werden.

Ethnographisch betrachtet sind die heutigen Nestorianer die Nachkommen der Syrier, eines der bekanntesten Kulturvölker des alten Morgenlandes. Aber auch dieser Name ist nicht zutreffend; er ist nur die entstellte griechische Form des Namens Assyrier. Syrier, das ist also Assyrier, nannten nämlich die Griechen die Aramäer — ein in der alten Geschichte bekanntes und in der Bibel oft erwähntes Volk in Vorderasien, am östlichen Mittelmeer, — da ihr Land zu jener Zeit, als die Griechen sie zum ersten Male kennen lernten, unter die Provinzen des mesopotamischen mächtigen Staates der Assyrier zählte. Die Assyrier und die Syrier (Aramäer) waren jedoch von Hause aus verschiedene Völkerschaften, wenn sie auch beide der semitischen Rasse angehörten. Da das Griechische ein Jahrtausend lang die Verwaltungssprache jenes Landes war, blieben die Aramäer in der späteren Geschichte als Syrier bekannt. Diese Bezeichnung fand eine ausgedehnte Verwendung, als die Syrier das Christentum annahmen. Sie entwickelten im Orient eine weit verbreitete kirchlich-religiöse Kultur, begründeten dort eine reiche Literatur. Lange Zeit übten die christlichen Syrier, deren religös-kulturelles Hauptzentrum Edessa im Norden Mesopotamiens war, einen großen Einfluß auf die orientalischen Völker aus.

Die Nachkommen dieses alten großen Kulturvolkes sind eben die heutigen Volkssplitter im nahen Orient, die unter dem Namen Nestorianer bekannt sind. Übrigens nennen diese sich selbst nicht Nestorianer, sondern einfach und richtig Syrayé, d. h. also Syrier. Unter dem Namen Syrier sind sie auch bei den Russen, Armeniern und anderen Völkern des Orients bekannt. Sie bezeichnen sich weiter als Meschihajé, Messianer, d. h. Christen, um sich von der mohammedanischen Umwelt zu unterscheiden. Selten nennen sie sich Nestorianer, und zwar nur in den Fällen, wo sie sich von ihren unierten Stammesgenossen unterscheiden wollen. Diese letzteren (also der römisch-katholischen Kirche angeschlossenen) werden „Syro-Chaldäer" genannt.

Nestorianer heißen die christlichen Syrier, oder vielmehr ein Teil von ihnen, deswegen, weil sie in den dogmatischen Streitigkeiten des 5. Jahrhunderts Anhänger des Konstantinopeler Patriarchen Nestorius waren. Dieser wurde von den orthodoxen Vätern der Kirche als Ketzer abgesetzt (431) und bitter verfolgt. Das Wesen seiner Lehre bestand darin, daß er in Christus zwei Naturen und zwei Personen annahm, die nur in einer äußeren Erscheinung vereint sind. Daher sind sie auch in der Kirchengeschichte als Dyophysiten bekannt.

Im Okzident verfolgt und verdammt, fanden die Nestorianer einen weiteren Anhang im Orient. 498 gründeten sie ihre eigene Kirche mit dem Sitze in Ktesiphon auf dem persischen Boden im östlichen Mesopotamien. Die Perser und später die Araber begünstigten den Nestorianismus als einen Gegenfaktor der orthodoxen Kirche, die in dem Oströmischen Reiche herrschend war. Dabei spielte allerdings das politische Motiv die Hauptrolle.

Die Nestorianer verbreiteten ihre Lehre in Asien und in Afrika. Sie fanden Anhang nicht nur in Persien, sondern auch in Indien, China und in der Mongolei. Hier wurde sogar im Mittelalter ein nestorianisch-theokratischer Staat begründet. Die Nestorianer waren nicht nur Träger der christlichen Religion im fernen Osten, sondern auch Pfleger der Wissenschaft. Aus ihren Reihen traten bekannte Naturwissenschaftler, Astronomen, Mediziner, Historiker und andere Gelehrte hervor.

Bei dem Zerfall des Kalifats durch die Mongolen und namentlich durch das Vordringen Lenktemurs im nahen Orient wurde auch der Nestorianismus in seiner Existenz bedroht. Viele traten zum Islam über, sie verloren mit der Zeit auch ihre Sprache und wurden arabisiert. Im 16. Jahrhundert wurden viele Nestorianer römisch-katholisch. Diese ließen sich im Norden Mesopotamiens nieder. Seitdem ist Mossul das Zentrum der „Unierten Nestorianer" oder „Syrio-Chaldäer". Der Rest, der seinem Glauben treu blieb, fand in den unzugänglichen Bergen Kurdistans, im Bezirk von Hekkiari am oberen Tigris und Zab seine Zuflucht. Dort gründeten sie ihre Kinattide Nschiri, d. h. Adlernester: so nennen sie selbst ihre Bergdörfer. Außerdem übersiedelten viele Nestorianer nach Nordpersien, den Bezirken Urmia und Salamast.

Ihrer Lebensweise nach zerfallen die Nestorianer in zwei Hauptgruppen: Bewohner der „Adlernester", auch Dschilo genannt, und die der Ebene, die hauptsächlich in Urmia konzentriert sind. Alle Nestorianer aber bilden eine abgeschlossene kirchlich-theokratische Gemeinschaft, unter Führung Mar-Schimons, der das religiöse und zugleich das rechtlich-bürgerliche Oberhaupt aller Nestorianer ist. Sein historischer Sitz ist Kotschhanes bei Dschulmark in Kurdistan. Er ist der Patriarch oder der Katholikus der Nestorianischen Christen. Seine Macht ist erblich. Als der Erbe Mar-Schimons (d. h. „Herr Simeon": so heißen ausnahmslos alle Oberhäupter der Nestorianer) gilt immer der älteste unter seinen Neffen, da er selbst unverheiratet sein muß. Mar-Schimon übt seine Herrschaft durch die Meleks, d. h. Fürsten oder nestorianische Scheichs aus. Diese stehen Mar-Schimon immer zur Seite.

Das Leben und die Sitten der Dschilos, d. h. also der Bergnestorianer unterscheidet sich nicht viel von dem ihrer kurdischen Nachbarn, den Aschireten, mit denen jedoch die Nestorianer in ewiger Feindschaft leben, da sie von ihnen immer verfolgt gewesen sind. Schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der Führer der kurdischen Aufständischen, der bekannte Bederkhan die größten Stämme der Bergnestorianer — Tyari und Tehoma — ausgerottet.

Wie die Kurden, sind auch die Berg-Nestorianer meistens mit Viehzucht beschäftigt; die Berge Kurdistans mit ihren reichen Weiden bieten dafür die besten Vorteile. Ihre Häuser sind unterirdisch und höchst armselig. Unter einem und demselben Obdach finden oft zusammen mit den Menschen auch die Tiere Unterkunft. Viele Bergnestorianer behaupten ihre dürftige Existenz durch die Jagd. Auch die Bienenzucht und einige Handwerke sind bei ihnen üblich. Im allgemeinen herrscht bei ihnen die naturelle Wirtschaft, und zwar in der Form, wie sie vor vielen Jahrhunderten schon üblich war. Wie ihre Nachbarn, die Kurden, sind die Dschilo-Nestorianer höchst kriegerisch und mutig. Sie haben meist hohen Wuchs, ausdrucksvolles Gesicht, sehen rötlich-braun aus und haben oft helles Haar. Auch durch ihre Tracht und viele Sitten und Gebräuche stehen sie den kurdischen Aschirets nahe.

*) Unter dem 28. 8. meldete Wolff, daß 500 Mann „nestorianische Stammesangehörige" von Mossul aus in die Türkei eingefallen seien. — Unter den Teilnehmern am Stockholmer Konzil war ein Nestorianer Bischof. D H

Die Nestorianer der Ebene sind friedliche Leute; sie beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau. Von den Handwerken ist bei ihnen sehr verbreitet die Malerei; nestorianische Maler kann man überall in Persien wie in Transkaukasien und in den Zentren Südrußlands finden. Die Angehörigen dieser Gruppe sind im Verhältnis zu den Dschilos fortschrittlicher und haben eine gewisse Neigung zur Bildung.

Im allgemeinen aber sind alle Nestorianer sehr rückständig und unwissend. Die Dschilos kennen fast keine Schule; nicht einmal alle ihre Priester sind des Lesens und des Schreibens kundig. Die Nestorianer der Ebene sind nicht in diesem Maße rückständig. Missionare fast aller Konfessionen haben bei den Urmia-Nestorianern seit vielen Jahrzehnten ihre Tätigkeit ausgeübt: römisch-katholische wie evangelische, amerikanische wie russisch-orthodoxe. Sie haben auch einen gewissen Erfolg erzielt. Demnach sind aber auch viele „Nestorianer" nicht mehr Nestorianer, sondern orthodoxe, römisch-katholische oder evangelische Christen.

In kultureller Hinsicht haben für die Nestorianer die amerikanischen Missionare mehr geleistet als die anderen. Sie haben in neu-syrischer oder sogenannter „swadaja" Sprache, die ein Zweig des Aramäischen ist, die Bibel und andere Bücher übersetzt. Sie haben für sie auch Schulen gegründet, wo wiederum in derselben neu-syrischen Sprache unterrichtet wird. Die Kirchen- und Literatursprache der eigentlichen Nestorianer jedoch fährt fort die alt-syrische zu bleiben.

Im allgemeinen sind die Nestorianer religiös-indifferent. Es ist bei ihnen ganz üblich, daß sie von einer Kirche zur anderen übertreten und zwar oft aus materiellen Gründen. Die Nestorianer bekämpfen die religiösen Bilder, sie kennen auch keine Ohrenbeichte, sie haben keinen Begriff vom Fegefeuer. Fastentage haben sie aber viele, 152 im Jahre. Auch der Samstag ist für sie ein ebenso heiliger Ruhetag wie der Sonntag.

Der Weltkrieg war auch für die Nestorianer ein großes Unglück. Dieses arme, unwissende Völkchen wurde von den Russen und den Engländern für eigennützige Zwecke ausgenützt, in den furchtbaren Krieg hineingezogen, zuletzt aber von ihnen treulos seinem Schicksal überlassen. Demzufolge haben die Nestorianer etwa die Hälfte ihrer Volks- und Glaubensgenossen verloren, die Mehrheit der überlebenden Nestorianer aber sind in alle Winde zerstreut. Viele von ihnen leben gegenwärtig im Mossulgebiet. Es ist nicht leicht die genaue Zahl aller Nestorianer gegenwärtig festzustellen; sie beträgt wohl auf den genannten Gebieten nicht mehr als 120—150 000. Weiter auf dem Kaukasus, in Turkestan, in Amerika zählen die nestorianischen Gemeinden je einige Tausend. Auch in Indien leben bis zum heutigen Tage etwa 100 000 als Nachkommen der Nestorianer.

Charlottenburg Artasches Abeghian

Aus England

In Cambridge wurde Anfang August eine Liberal Summer School abgehalten. Asquith eröffnete; unter dem Vorsitz von Keynes sprach Nitti. Aus Frankreich Albert Milhaud, aus Deutschland Moritz Bonn. Eine Teilnehmerin schreibt uns:

Vielleicht der tiefste Eindruck dieser Tage war der Wille zur Völkerversöhnung, der immer wieder durchbrach und heute in einer Rede von Delisle-Burns (Parlamentsmitglied) im Rahmen der League of Nations Union den schönsten und tiefsten Ausdruck fand. Man hat doch das Gefühl, wir stehen an der Schwelle einer neuen Zeit. Als gestern am 4. August, dem Jahrestag des Krieges mit England, der Franzose, Engländer und Deutsche nebeneinander am Vorstandstisch sitzend den Willen zur Versöhnung bekundeten, konnte man glauben, daß Kräfte am Werk sind, die ein neues Zeitalter heraufführen, und daß wir uns in Deutschland ganz anders dafür einsetzen müßten. — Der zweite starke Eindruck ist der eines neuen Liberalismus, der sich in den verschiedenen Ländern regt und zueinander möchte. Das Feld internationaler Verständigung soll nicht mehr den Sozialdemokraten überlassen werden, auch der neue Liberalismus sucht sie. Er ist charakterisiert durch eine große Freiheit einerseits (er hat keine Dogmatik, an die er gebunden wäre, wie die Sozialdemokratie, kann ganz unbefangen und kühn an alle Probleme herangehn, und das tut man hier in England, wenigstens in der Theorie, im Debattieren), durch eine starke Gebundenheit anderseits an Tatsachen, an alle Arten von realen Grundlagen (im Gegensatz zu utopischen Plänen vieler Spezialisten). — Der dritte starke Eindruck war der kleinbürgerliche, ehrliche und so warmherzige Franzose. Wie wenig wissen wir von Frankreich! Wenn man den kleinen Mann betrachtete — man mußte ihn lieb gewinnen."

Das alles aus einem Brief, der nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Eine andre Teilnehmerin schreibt, ebenso in einem Privatbriefe:

„In der League of Nations sowie in einigen discussions der Liberals spielte Deutschland eine große Rolle. Warum beschäftigen wir uns jetzt so viel mit Deutschland? fragte Gilbert Murray und antwortete, daß 1. überall der Same des Krieges noch vorhanden sei und damit ein Zustand der Gefahr, daß aber 2. Deutschlands geistige und wirtschaftliche Kräfte in der Wechselwirkung der Völker unentbehrlich seien. Vor zwei Jahren, führte ein Andrer aus, sei es noch undenkbar gewesen, daß ein Deutscher in der Liberal Summer School gesprochen hätte, und diesmal habe ein Deutscher eine der eindruckvollsten Reden der Tagung gehalten. — Nur ein Tag war der Außenpolitik gewidmet, aber auch bei den volkswirtschaftlichen innerpolitischen Themen wurden deutsche Verhältnisse häufig zum Vergleich herangezogen. Es kam nichts vor, was unser nationales Gefühl verletzen konnte. — Dr. Bonn hatte in der Diskussion klar gelegt, warum die League of Nations in Deutschland noch nicht populär sein kann und wir es nicht eilig haben damit. Delisle-Burns (Labour-Membre) sagte zum Schluß und unter großem Beifall: „Es ist eine unsrer nächsten Aufgaben, Deutschlands Eintritt zu fördern, und Deutschland soll eintreten nicht nur um des willen, was es gewinnt, sondern weil es etwas beizusteuern hat (contribuate), was eben nur Deutschland beisteuern kann."

Fünfzigjahrfeier der deutschen evangelischen Kirche in Sydenham, London.

Am 13. und 14. Juni d. J. feierte die deutsche evangelische Kirche in Sydenham, eine der jüngsten der fünf deutschen Gemeinden in London, unter zahlreicher Beteiligung ihr fünfzigjähriges Bestehen. Es war dies das erstemal seit der Vorkriegszeit, daß sich in dieser Weise über 300 Deutsche aus allen Teilen Londons frei und offen zusammenfanden, diesen denkwürdigen Tag feiern zu helfen in treuem Bekenntnis zu deutscher Art und evangelischem Glauben. Nur wer die langen Jahre der Bedrückung, Zertrümmerung, der Zurückhaltung und Verzagtheit der deutschen Auslandsgemeinden mit angesehen hat, wird erkennen, welch ein bedeutungsvoller Schritt damit getan ist in eine neue Epoche froheren erstarkenden Vertrauens und Zusammengehörigkeitsgefühls. Etwas wie das wohlige Glück des ersten tiefen Atemzuges nach Erwachen aus langer, langer Nacht, etwas von der Wiedersehensfreude der morgendlichen Begrüßung lag als ein froher Schimmer über der bunten Menge. So gelang die Jubelfeier am Sonnabend auf das Glücklichste. Nach der Begrüßung der Festgäste, unter denen auch Herr Botschafter Dr. Sthamer erschienen war, gab der Gemeindepfarrer Pastor Singer ein lebendiges Bild von den 50 Jahren Gemeindegeschichte, von der treuen Arbeit der Gründer — deren einzig noch Lebender durch Alter am Erscheinen gehindert seine Grüße sandte —, von mühsamem Anfang, schöner Blüte, schweren Kriegsstürmen, langsamer Genesung, und ließ die Hörer empfinden, wie es gerade, weil es Mühe und Arbeit gewesen ist, so köstlich ist und weiterer Treue und Mühe wert. — Nun wurden zahlreiche Glück- und Segenswünsche dargebracht; von seiten des Deutschen Reiches durch den Botschafter, von seiten des Gustav-Adolf-Vereins durch Botschaftsrat Dufour unter Überreichung einer Festgabe, von den deutschen Schwesterngemeinden in London, Liverpool, Manchester, Bradford durch ihre Pastoren, von der deutschen evangelischen Seemannsmission durch Konsul Holzapfel. Aus allen Reden spürte man, wie die gemeinsam durchlebte Not neue Bande geschmiedet hat in Rückblick und Ausblick nach Außen und Innen. Das Ganze war durchflochten und eingerahmt von einem bunten Kranz lieber, alter Volkslieder und deutscher Choräle. Es schloß sich ein frohes sonniges Gartenfest an und ein lebhafter Bazar zu Gunsten eines Jubiläumsfonds, zu dem die Zeichnungen noch nicht abgeschlossen sind, der jedoch zu der freudigen Hoffnung berechtigt, daß die schwerste Zeit endlich überwunden sein wird.

Am Sonntag versammelte sich die Gemeinde noch einmal zu dankbar frohem Gottesdienst in der blumengeschmückten Kirche, zu ernster Besinnung auf die eindringliche Frage des Festpredigers, Pfarrer Richtmann aus Liverpool: Was haben wir Auslandsdeutschen an unsrer deutschen evangelischen Kirche, und was sind wir ihr schuldig?!"

South Shields Friedrich Lensch

Pfarrertagung der Evangelisch-Sozialen Schule

Spandau, Johannesstift, 18.—23. Januar 1925

Der diesjährige Pastorenkursus der Evangelisch-Sozialen Schule in Spandau stand im Zeichen der sozialen Kundgebung des Betheler Kirchentages. Vielleicht hat gerade diese Kundgebung mitgeholfen, das Interesse für soziale Fragen in der Pfarrerschaft zu wecken. Ungefähr 350 Pfarrer aus allen Teilen Deutschlands waren als Teilnehmer erschienen, eine überraschend hohe Zahl.

Die Leitung lag in den Händen des Erlanger Philosophie-Professors Dr. Brunstäd. Eingeleitet wurde der Kursus durch den Vortrag von Prälat D. Schöll über die „Soziale Botschaft der evangelischen Kirche". D. Schöll, als einer der Mitarbeiter an der Kundgebung des Kirchentages zu Bethel, berichtete über ihre Entstehung. Der Kirchentag habe sich von der Grundüberzeugung leiten lassen; ohne Christus gibt es keine Lösung der sozialen Frage. Trotz mancherlei Widersprüchen von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite müsse die Kundgebung doch als ein kirchengeschichtliches Ereignis angesprochen werden. Auf jeden Fall wurde das Ansehen der Kirche dadurch gehoben; unsere Kirche hat damit in nuce ein soziales Programm. Das soziale Gewissen ist geschärft.

Den wissenschaftlichen Unterbau des ganzen Kursus gab Brunstäd in seinen beiden Vorträgen „Christentum und Wirtschaftsordnung" und „Arbeiterfrage". In ihren Grundzügen sind diese beiden Vorträge in seinem Buche „Deutschland und der Sozialismus" enthalten. Es bleibt nur Folgendes zu unterstreichen. Wir können das Christentum mit keiner Wirtschaftsform vereinerleien. Alles Wirtschaftsleben hat Kultur zu seiner Voraussetzung. Ursprünglich bildete jede Kultur mit der Religion eine Einheit. In der Aufklärungszeit unserer Kultur lösten sich einzelne Wertarten vom Ganzen los und wurden selbständig. Die Wertarten, die sich so von ihrem ursprünglichen religiösen Grunde isolieren, verlieren den Lebenszusammenhang mit der Kultur, werden seelenlos; so auch die Wirtschaft. Trotz oder in ihrer Eigengesetzlichkeit bleibt die Wirtschaft doch noch verbunden mit dem religiösen Grunde, dem sie entwachsen ist. Darauf will auch in drei Punkten die soziale Kundgebung hinweisen. 1. Achtung vor dem unbedingten Wert der zur Gottesgemeinschaft bestimmten Menschenseele. 2. Der Mensch ist auf Sachgüter in dieser Welt angewiesen, der eigentumslose Mensch ist unfrei; aber Eigentum verpflichtet, es ist sinngemäß zu gebrauchen (Besitzgesinnung). 3. Arbeit ist Dienst am Nächsten (Arbeitsgesinnung). Das Christentum verträgt sich mit jeder Wirtschaftsordnung, die diese Grundfragen in christlichem Sinne regelt. Brunstäd ist Vertreter eines wissenschaftlich begründeten Kapitalismus. Kapital ist nach ihm der allgemeine Stammvorrat von Gütern, der zur Hervorbringung anderer Güter dient. Die Verwendung von Kapital folgt aus der Absicht, die Produktion ertragreich zu machen. Kapitalismus ist die Wirtschaftsordnung, wo bei Sondereigentum an Produktionsmitteln die Verantwortung Jeder selbst trägt. Eine verabsolutierte Wirtschaft ist Selbstzweck, ist Mammonismus. Da die kapitalistische Wirtschaft so aussieht, wie die Bedürfnisse sind, so herrscht in ihr der Verbraucher, deswegen benötigen wir die rechte Verbrauchergesinnung.

In dem Vortrage „Arbeiterfrage" schilderte Brunstäd die geschichtliche Entwicklung der Arbeiterbewegung in Deutschland. Die Übergriffe einer verabsolutierten Wirtschaft kann auch kein Sozialismus hindern. In Anlehnung an den konstitutionellen Staat wäre die konstitutionelle Fabrik zu fordern und diese im Arbeitsrecht zu verankern. Es muß dazu kommen, daß sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammenfinden in Arbeitsgemeinschaft und Werkgemeinschaft. Dazu soll die Kirche an ihrem Teil mithelfen.

Dem Prinzipiellen folgte in den anschließenden Tagen das Konkrete. Pastor Werbeck, der Vorsitzende des Gesamtverbandes der Evangelischen Arbeitervereine, bot eine Einführung in die Geschichte und das innere Leben der Evangelischen Arbeitervereine. In Gelsenkirchen wurde im Jahre 1882 der erste Verein gegründet. Sie wollten evangelisch und national sein. Im Zusammenhang mit dem 1. Evangelisch-Sozialen Kongreß unter Führung von Stöcker und Max Weber erfolgte ein Zusammenschluß aller dieser Vereine. Dr. Weber blieb bis zu seinem am 29. Juni 1922 erfolgtem Tode die Seele des Ganzen. Sie haben einen starken Bestand durch Krieg und Revolution hindurchgerettet und nehmen gegenwärtig neuen Aufschwung. Diese Arbeitervereine bilden vielerorten die einzige Möglichkeit, kirchlicherseits an die Arbeiter heranzukommen.

In den Vorträgen von Generalsekretär Baltrusch und Reichstagsabgeordneten Hartwig wurden Entstehung, Entwicklung, Ziele und Aufgaben der Christlichen und Freien Gewerkschaften, der „Wirtschaftsfriedlichen" und Hirsch-Dunckerschen" Gewerkschaften dargestellt. Wir sahen, wie die Arbeiter ringen um das Ideal einer Gewerkschaft. Während die „Freien Gewerkschaften" im Dienste der sozialdemokratischen Partei stehen, ist bei den „Christlichen" das Bedenkliche, daß sie konfessionell gemischt sind.

Mit besonderer Spannung wurde der Vortrag von Geheimrat von Borsig „Die Arbeitgeberorganisation und ihre Stellung zur sozialen Frage" erwartet. Borsig sprach davon, daß im Wirtschaftskampfe die Stimme des Herzens oft schweigen müsse. Unsere Wirtschaft ist noch nicht gesund und nur in einer gesunden Wirtschaft könne Sozialpolitik getrieben werden. Nach diesen kurzen Ausführungen sprachen von Arbeitgeberseite noch Dr. Tänzler über die Arbeitgeberorganisation und Dr. Meissinger über Lohnpolitik und Arbeitszeit. Von Arbeitnehmerseite kamen außer Generalsekretär Baltrusch noch einige Herrn zu denselben Themen zu Worte. Sowohl die Sprecher als auch die Zuhörer enttäuschten sehr. Die Arbeitgeberseite ließ ein Eingehen auf den Ernst der Fragen und ein tieferes Erfassen der Probleme sehr vermissen; von Arbeitnehmerseite vermochte man der Verlockung nicht zu widerstehen, zum Fenster hinaus zu reden; und die Zuhörerschaft war der Situation ebenfalls nicht gewachsen, sie ließ sich zu Beifallsbezeugungen hinreißen, wo ernstes Prüfen und Erwägen am Platze gewesen wäre. Mit erschreckender Deutlichkeit trat die tiefe Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zutage. Wird diese Kluft sich je überbrücken lassen?

Eine feine und tiefe Darstellung bot Pfarrer Loew aus Remscheid, da er über „Probleme und Ideen der politisch radikalen Jugend" redete. Man setzt große Hoffnungen auch auf die proletarische Jugend. Es ist Etwas in ihr im Werden, ein Neues drängt nach Gestaltung. Der Marxismus mit seinem chiliastischen Vorzeichen enttäuschte, sowohl nach seiner politisch-wirtschaftlichen Seite hin, als auch nach seiner geistigen Seite. Während die Revisionisten praktisch den Kapitalismus anerkennen, lehnen die Revolutionäre jeden Kompromiß ab. Mit dieser Ablehnung verbindet sich ein Entwicklungspessimismus und Kulturkritik. Der Wert wird nicht mehr gesehen im Sachwert, sondern im Zusammenhang mit der Persönlichkeit. Das Bildungsbedürfnis der älteren Generation ist überwunden. Das Schicksal der Gesellschaft interessiert diese Jugend nicht mehr, darum Flucht in die Gemeinschaft, in die Siedlung. Man sucht aber dort nicht eine Neuordnung, sondern dahinter steckt ein mystisches Streben. Selbsterlösung spielt eine große Rolle dadurch, daß man sein Dasein wesentlich macht. Ob dieser Weg der Verinnerlichung weiter führt zu Gott, ist noch die Frage der Jugend. Was können wir Pfarrer dabei tun? Helfen können wir, indem wir ihre Gedankenwelt weiter bilden aus der Solidarität heraus. „Es kann sich nur darum handeln, daß man den Versuch macht, sie dabei zu unterstützen, daß sie aus dem Vordergrundskampf kommt in die Hintergrundsanschauung."

Ähnlich wie Loew weist auch Pfarrer Menn aus Remlingrade in seinem Referate „Aufgabe und Arbeitsweise sozialer Pfarrämter" darauf hin, daß wir bei der Lage die Dinge nichts Anderes tun können, als beobachten und abwarten. Das soziale Pfarramt ist die Stelle, die alle sozialen Fragen studiert und aus ihrer Kenntnis heraus Auskunft erteilt. Es ist keine Schlichtungsinstanz und hat es mit Menschen zu tun ohne Rücksicht auf ihre Organisationen.

Pastor Dr. Schreiner aus Hamburg zeichnete in eindrucksvoller Weise „den Kampf des Christentums in der modernen Großstadt". Das hungernde und das genießende Volk stehen einander gegenüber. Das Wort der Kirche ist wirkungslos geworden. Das Heil so anzubieten, daß es alle Schichten vernehmen können, ist Aufgabe der Kirche als Missionskirche.

Eine Ergänzung und Vervollständigung des bisher Gebotenen brachte Direktor Lic. Steinweg in seinem Vortrage über „Wohlfahrtspflege". Ein Schlußwort Brunstäds faßte das Ergebnis des ganzen Kursus zusammen. An alle Vorträge schloß sich eine oft lebhafte Aussprache an, die aber wohl nie über das Gesagte hinausführte. Mehr Disziplin und Geschlossenheit wäre da notwendig gewesen.

Karlsdorf, Kr. Roda — Walter Heyne

Die Luthergesellschaft in München

vom 17. bis 19. Juli

Das wohl in München redigierte Tagungsprogramm sagte u. a. über den Tagungsort: „Die Luthergesellschaft wählte bisher immer Stätten bedeutsamer Erinnerungen als Ort ihrer Tagungen. Neben Wittenberg und Magdeburg mit ihrer stolzen protestantischen Vergangenheit steht die Münchener Gemeinde recht bescheiden da. In ihrem Umkreis mußte damals das Evangelium schweigen, als Wittenberg zur Heroldsstätte, Magdeburg zur Kanzlei des reinen Gotteswortes wurde. Trotzdem ist es erfreulich, daß nun auch München einladen darf. Denn die Arbeit der Luthergesellschaft gilt ja nicht allein dem pietätvollen Gedenken, sondern vor allem dem verantwortungsbewußten Weiterschreiten. Die Münchener evangelische Gemeinde ist ein Zeuge der neuen Aufgaben, die dem Protestantismus im 19. Jahrhundert erwuchsen. ... Die damals lebendigen Fragen in neuer Form gestellt, sollen uns in diesen Tagen beschäftigen." Mit diesem Hinweis ist angeschnitten, worum allein es sich heute und immer im Protestantismus sinnvoll handeln kann und darf. Denn es ist stets mißlich und für die Sache gefährlich, wenn man bei einer Vergangenheit, und mag sie noch so stolz sein, stehen blieb und eben damit aufhörte, mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit auf das Jenseits-der-Geschichte, d. h. auf das Wesentliche des Protestantismus, zu achten. (Es bliebe im übrigen zu fragen, worauf denn im spezifischen Sinne „protestantischer Stolz" sich gründen dürfe.) So kann das Vorhandensein einer rein-historischen Tra-

dition, wenn sie sich loslöste von ihrem Beziehungspunkte, der immer außerhalb und oberhalb ihrer selbst liegen muß, zur Versuchung und Hemmung werden; so kann umgekehrt ihr Fehlen dazu dienen, die eigentliche Gegenwartsfrage deutlicher und dringlicher zu stellen. Kommt nun noch ein Hintergrund wie der des starken und lebendigen Münchener Katholizismus und verheißungsvoller Kräfte und Vertreter des Münchener Protestantismus hinzu, so ist dadurch eine weitere günstige Voraussetzung geschaffen, das, was das protestantische Zeugnis dort und jetzt notwendig zur Klärung der inneren Lage will, mit Schärfe heraustreten zu lassen.

Darf man die Beteiligung der Gemeinde in ihren nichttheologischen (und besonders in ihren jugendlichen!) Gliedern als einen Gradmesser innerer Anteilnahme werten, so war auch in dieser Hinsicht die Aufnahme der Tagung eine günstige. Entscheidend aber bleibt unter allen Umständen die Frage nach dem Inhaltlichen, nach dem Was, das auf der Tagung zu Worte kam.

Es ging im Ganzen um das Verständnis der Sache, um die Darstellung des Reformatorischen; die heute so häufigen und verhängnisvollen Grenzüberschreitungen auf andere Gebiete, insbesondere durch Anleihen beim Politischen und verwandten Strebungen, wurden vermieden. Freilich war das Bild des Reformatorischen, das gezeichnet wurde, infolge der verschiedenen Interpretationen durch die hauptfächlichen Sprecher und ihre sachlich verschiedene Einstellung kein geschlossen-eindeutiges. So trug diese, wie heute fast jede, Tagung ihren Anteil an der inneren Not unserer theologischen und kirchlichen Lage; aber das Ringen um die Entscheidung muß gewagt werden und ist ein Plus gegenüber dem Katholischen oder Katholisierenden.

Die Aufführung des „Rigaer Spieles vom verlorenen Sohne" durch die Münchener Mirbtgruppe füllte, neben Orgelspiel, im Wesentlichen den Empfangsabend. Es wurde mit schlichter Hingabe gespielt; damit ist die einzig mögliche Voraussetzung eines solchen Spielens geschaffen, die nun dennoch oder gerade deshalb nicht vergessen läßt und nicht vergessen lassen darf, daß wir mit einem solchen Spiel, das man im übrigen dankbar hinnahm, jederzeit dicht an der Grenze des Protestantischen stehen: denn mit einem Sichtbarmachen der evangelischen Geschichte streifen wir hart das protestantisch Erträgliche. Das Protestantische muß Verkündigung und nichts Anderes sein und hat darin durchaus seine Aufgabe und Verantwortung.

Die vier Vorträge, von denen der dritte als Festvortrag und der vierte beim Volksabend gehalten wurden, lagen in den Händen des theologischen Systematikers (Brunner-Zürich: „Reformation und Romantik"), des Philosophen (Brunstäd-Erlangen: „Reformation und deutscher Idealismus"), des Kirchengeschichtlers (v. Schubert-Heidelberg: „Reformation und Humanismus") und des Pfarrers (Schöffel-Hamburg: „Lebensrhythmus und Luthertum"); sie trugen, abgesehen von dem v. Schuberts, der eine geschichtliche Einzeluntersuchung dieser wichtigen Frage bot, vorwiegend grundsätzliches Gepräge: Brunners Vortrag war die schärfste Herausarbeitung des wesenhaft Reformatorischen und stellte damit zugleich die entscheidende Lebensfrage an den Hörenden selbst; es kann auch ein Vortrag Verkündigung sein. Reformation ist vulkanischer Ausbruch, Erschütterung für alles persönliche und geschichtliche Leben, ist getragen von einem unerbittlichen Ernst und Wirklichkeitsbewußtsein und weiß sich angesprochen von dem gewaltigen und überwindenden Du Gottes, im Gegensatz zum Romantischen, das in Gefühl, Innerlichkeit und Geschichte Lösungen sucht, den Wirklichkeitssinn entbehrt und weit davon entfernt ist, Volkssache werden zu können. Reformation weiß sich im Widerspruch zu allem Menschlichen, das als wurzelhaft sündig erkannt wird; Offenbarung steht im Gegensatz zur Geschichte, auch zur Religions- und Heilsgeschichte, zu jedem Zeitgeist, zur Kultur. Reformation sieht in allen Dingen Schöpfung und Fall, also z. B. im Staate bittere Notwendigkeit gegen die Sünde, aber auch Zeichen der Sünde. Von Christus und vom Kreuze her beansprucht aber Reformation nicht nur das Privatleben, sondern das Leben in Welt, Wirtschaft, Kultur usw. als Herrschaftsgebiet, das Christus erobern will, bringt also durchaus die Grundlegung einer Ethik der Weltüberwindung. Glauben ist Gehorsam gegen den Willen, der die Welt überwindet, Einreihen in das Heer Gottes.

Brunstäds Vortrag war in einem starken Maße und bewußt auf Synthese eingestellt. Es wird versucht, die Reformation in Parallelität zum deutschen Idealismus zu sehen und theologische Aussagen Luthers als idealistisch deutbar zu zeigen, und umgekehrt den Idealismus vor Verirrungen zu bewahren, indem man ihn unter Luthers Glauben stellt. Es wird ein Idealismus aus religiöser Verantwortung heraus begründet; es entsteht eine religionsfreundliche Philosophie und ein wesentlich kultur- und geschichtsfreundlicher Glauben. Gegenüber Zersetzung und Verweltlichung der Kultur, bekundet auch noch in der Aufklärung des 19. Jahrhunderts, gilt es, eine Neubegründung der Kulturgebiete zu schaffen. Dieser Wille zur Kultur ist aus Dankbarkeit gegen Gott zu bejahen, und Kultur ist Dienst in der Erwartung des Reiches Gottes. Reformation und Idealismus gehören nach Aufgabe und Geschichte, wenn der Idealismus nur wirklich Idealismus ist, innerlichst zusammen.

v. Schubert ließ ein geschichtliches Bild der beiden Ströme Reformation und Humanismus in Einzelschilderung der Ereignisse entstehen und zeigte Gegen- und Zusammenspiel, betonte einerseits die Selbständigkeit des reformatorischen Werdens gegenüber dem Humanismus, legte anderseits dem Humanismus weithin positive Bedeutung für den Protestantismus bei und erhofft, daß eine christlich-evangelische Bildung Glauben und Wissen die Hand reichen läßt.

Schöffel deutete den Rhythmus als Grund, Gesetz und Wunder des Lebens, bei Gläubigen und Ungläubigen, in Natur und Geschichte, als Ausdruck des Geistes und letztlich des Einen Geistes und als Zeichen der Freiheit. Es gibt nichts Größeres, als wenn der Lebensrhythmus durchschlägt. Es geht aber nicht nur um den Rhythmus Gott und die Seele; es dehnt sich der Rhythmus auf das All aus. Die Tatsache der Hemmungen fordert rücksichtslose Antwort, die von den Reformatoren im Hinweis auf das Böse und den Teufel gegeben wird. Da es vom Menschen her keine Möglichkeit gibt, das Objektive zu ergreifen, so bringt erst der Glaube Lösung, ist Rhythmus und schwingt die Menschen in den Lebensrhythmus ein, ist nichts anderes als ein Passivum, Anstoß von Gott her. Letzter, voller Stoß ist Christus, der vollendete Wirklichkeit des Lebensrhythmus ist, nicht im Tode blieb, sondern den Lebensrhythmus weitertrug. Luthertum ist Durchbruch des Lebensrhythmus, wie er in Christus ist. Das Leben ist Lutherisch.

In zwei Jugendgottesdiensten (von denen der eine, von mir besuchte, durch die Jugend schlecht beachtet war und leider den Ton der Jugend nicht fand) predigten Daur aus Reutlingen und Galsterer aus Nürnberg; in vier Festgottesdiensten, die zahlreiche Zuhörer fanden, Conrad-Berlin, Knolle-Hamburg, Ulmer-Erlangen, Veit-München. Man wird immer erwarten dürfen, daß einen sehr wesentlichen Teil der Verantwortung einer derartigen protestantischen Veranstaltung die Predigt tragen muß. Beim Volksabend wirkte durch Orgel und Madrigalchor protestantische Kirchenmusik mit.

Es ist ein schwerwiegendes Wort, wenn einer Gemeinde nachgesagt werden könnte, daß die „Predigerin der reformatorischen Botschaft" sein darf und soll. Es ist eine schwerwiegende und verheißungsvolle Verantwortung, wenn eine Gesellschaft den Namen des Reformators trägt. Indessen, die Frage nach der Entscheidung, die darin eingeschlossen liegt, ist an uns alle gestellt.

Rodewisch i. V. Karl Aé

Verschiedenes

Händel. Von Hugo Leichtentritt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1924. 872 S. 16 M.

Es gibt wohl kein Künstlerpaar, das sich zu einem umfassenderen und zugleich stärker von sittlich-religiösen Ideen durchwirkten Kulturbilde ergänzte als Bach und Händel, die beide vor nunmehr 240 Jahren dem deutschen Volke geschenkt worden sind. Während aber die Bach-Forschung und Bach-Erkenntnis dank der Arbeit besonders der letzten Jahrzehnte zu einer vorläufigen Erschöpfung ihrer Grundlagen, und damit zu einem gewissen Abschluß, wenn auch noch nicht Ausgleich ihrer Ergebnisse geführt hat (vom musikalischen Tatsachengebiet des 17. Jahrhunderts abgesehen) — hat es für die Händelforschung und -Einschätzung an Zentralorganen bis heute gefehlt, die der Neuen deutschen Bachgesellschaft und ihrem Bach-Jahrbuch hätten an die Seite treten können. Die Folge ist: wir tappten bis heute einigermaßen im Dunkeln, trotz Chrysanders 100 bändiger Gesamtausgabe (1859 bis 1894) und seiner (unvollendet gebliebenen) Händel-Biographie, zumal was die Fruchtbarmachung der einen gewichtigen Hälfte seines Lebenswerkes angeht, seines Opernschaffens, das ja erst wieder die stilistische Grundlage abgibt für den Gipfelbau seiner Oratorien; ja, wir gewinnen in diesen letzten Jahren eine vollkommene Neueinstellung zu dem Riesen Händel, besonders in Reaktion gegen die Entwicklungslinie Gluck-Wagner, deren heutige Entartung wir etwa in Franz Schreker erleben, und zu deren Überwindung nun durch die Tat Oskar Hagens in Göttingen („Rodelinde" 1920) Händel ganz ungeahnt als mächtigster Vorkämpfer auf den Plan gerufen worden ist. Hinzukamen seit der Jahrhundertwende die Neubearbeitungen Händelscher Oratorien durch Chrysander, Seiffert und den Unterzeichneten, Kretzschmars und Scherings glänzende Händelstudien und die Veröffentlichungen der „Denkmäler deutscher Tonkunst" aus Händels Vor- und Umwelt. Aber noch immer fehlte eine umfassende, in die Tiefe dringende Gesamtschau und Abschätzung seines Lebenswerkes auf breitester, wissenschaftlich gesicherter Grundlage. Hugo Leichtentritt hat sie uns 1924 gegeben. Zu einem lebensvollen Ganzen hat er mit ungeheurem Fleiß die Fülle der vorliegenden Einzelforschungen zusammengedrängt und mit der eigenen selbständigen Erarbeitung der Händelschen Kunstwerke zu einem ungemein glücklichen, nüchtern-klar und wiederum liebevoll-warmherzig gezeichneten Gesamtbilde des Händelschen Lebens und Schaffens vereinigt. Endlich ist die klaffende Lücke in der wissenschaftlichen Erforschung eines der größten Tonmeister aller Zeiten, wohl für einige Jahrzehnte gültig, in würdiger Weise geschlossen. — Über gelegentliche Abweichungen des Urteils etwa

hinsichtlich der Bearbeitungsprobleme hier zu berichten, erübrigt sich; ausdrücklich anerkannt sei der große Gerechtigkeitssinn, der Leichtentritts Behandlung aufeinanderprallender Meinungen auszeichnet; empfohlen sei in künftigen Auflagen aus geschichtlichen und stilistischen Gründen, den Opernteil dem der Oratorien vorausgehen zu lassen, zumal durch die Oper die Großtat des Oratoriums erst in das volle Licht auch ihrer inneren Bedeutung gerückt wird. Wir wollen jedoch einige Sätze aus Leichtentritts Werk herausgreifen, die für die Einstellung der heutigen Menschheit zu Händel kennzeichnend sein dürften.

„Das Problem Händel ist eine der dringlichsten künstlerischen Aufgaben unserer Zeit. Wir sind in Deutschland Zeugen einer weitausgreifenden Händelrenaissance, wir erleben mit Staunen, daß neuentdeckte Werte höchster Art auf eine geheimnisvolle Art an das unserer Zeit eigenste Fühlen rühren, eine Verwandtschaft offenbaren mit manchen der tiefsten Züge unserer jungen Kunst. ... Mit dem neuentdeckten Händel strahlt ein Fixstern sein Licht durch die Jahrhunderte, in gelassener Ruhe von seiner erhabenen Höhe die schon halb vergessene, tröstliche Wahrheit zurufend, daß eine große und edle Kunst Zeit hat zu warten, bis die Welt reif für sie ist oder wieder reif geworden ist. ... Nach einem Jahrhundert nervöser, überreizter, schließlich in ihren Auswüchsen dem Krankhaften zustrebender romantischer Musik, in einer Körperkraft und Gemüt zerreibenden harten und grausamen Zeit verliert die Kunst des 19. Jahrhunderts ihren berückenden Zauber. ... Wir sehnen uns nach einer stetigeren, ruhsameren, reineren, wenn schon uns Fernerstehenden nicht so vertrauten Urkraft. ... Bei Bach und Händel finden wir diese Zuflucht aus einer eng gewordenen, mit Kleinkram überladenen Bürgerlichkeit in die freie, große Natur, in eine strengere, erhabenere Geistigkeit. ... Auf den Chor stellte Händel in der Hauptsache sein Oratorium. ... Er gestaltete nicht mehr, wie in der Oper, interessant verwickelte Begebenheiten im theatralischen Sinne, sondern in epischer Art völkerbewegende, monumentale Ideen in ihrer gegenseitigen Auswirkung, ihren Konflikten und Lösungen. ... Händel hatte gelernt, daß man Dramen größten Zuschnitts schreiben konnte, ohne sich den Beschränkungen des Theaterbetriebs mit allen seinen Zufälligkeiten und Kleinlichkeiten auszusetzen. ... Das erhabene Ethos, das ihn beseelte, war nun der vollen Auswirkung fähig geworden. ... Im Volk Israel hielt er dem englischen Volke einen Spiegel vor, die Macht der Sittlichkeit darin zu zeigen, die Auswirkung des Guten und Bösen, das Walten der göttlichen Vorsehung. ... Der Kampf feindlicher Völker wird dargestellt mit jener erstaunlichen, nie wieder erreichten Charakterisierungskunst der Völker, die Händel vor allen Tonmeistern auszeichnet. ... Herakles und Semele sind die vollendetsten Tondramen antiken Geistes, deren sich die gesamte Tonkunst rühmen darf. ... Der Messias setzt gleichsam das ‚religiöse Gefühl' als Thema in Musik. ... Die psychologisch fundierte Charakterisierungskunst Händels ist gegenwärtig fast ganz unbekannt. ... Nimmt man dazu die fast unübersehbare Fülle der charakteristisch ausgeprägten Gestalten aus den etwa vierzig Opern, dann ergibt sich eine so gewaltige, imponierende Reihe dramatischer Gestalten, wie sie kein zweiter Musiker der Weltliteratur auch nur annähernd aufzuweisen hat. Geradezu unfaßbar ist das schöpferische Gestaltungsvermögen, und verwunderlich ist es fürwahr, daß die Welt für diese vielleicht stärkste Seite des Händelschen Genius bisher blind und taub gewesen ist" (S. 262—281).

Hermann Stephani

Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum. Von DDr. Martin Dibelius, ord. Prof. an der Universität Heidelberg. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1925. 173 S. 4, geb. 6 M.

Wie es kam, weiß ich nicht. Jedenfalls fing ich in der Mitte an zu lesen. Und mußte gleich fortfahren. Denn ich war gefesselt von der Klarheit, Treffsicherheit, Energie und Plastik der entfalteten Gedanken. Sie erinnerten mich immer wieder an Friedrich Naumann. Besonders auch in ihrer unbefangenen und entschlossenen Fühlung mit der gesamten geistigen Situation. Willkommen war mir dabei die Bereicherung durch fortlaufende Hilfsgedanken aus dem eigensten Arbeitsgebiet des Verfassers, so die Erläuterungen unsers Christentums aus dem Judentum: S. 117. 119. 139. 142. 146 ff. und sonst. Das gab neue Lichter. Aber auch das Vertraute wußte eine klare Persönlichkeit in helleres Licht zu stellen. So bedauerte ich nur Eines: den Titel. Denn er schreckt den gebildeten Laien ab. Er hat ein gelehrtes Geschmäckle an sich. Er ist nicht falsch, er zeigt dem Zunftgenossen, woran dem Verfasser liegt. Er hilft den roten Faden durchs Ganze erkennen. Aber wie viel lockender und sammelnder wäre ein Titel gewesen wie der: „Das Wesen des Christentums". Mit irgendwelchem näher begrenzenden Zusatz. „Wesen des Christentums", so wie Harnack vor 25 Jahren seinen Wurf tat. 25 Jahre. Das ist der Unterschied. So, wie Dibelius, sieht und schreibt man das heute. Ein Vergleich ist lohnend!

Alsbald las ich auch die erste Hälfte. Sie ist nach ihrem der jetzigen Zeit geltenden Eingang gelehrter. Nicht daß sich der Laie davor zu fürchten brauchte. Er muß sich nur darauf gefaßt machen, daß er da ganz viel lernt. Nirgend so gut kann er einen Blick tun in die Werkstatt des Neutestamentlers von heute. Und zwar so, daß er nicht von lauter Problematik verwirrt wird, sondern eine runde Meinung zu hören bekommt. Kurz, das Ganze ein Buch, an dem unsre Leser ihre reine Freude haben werden. Und doch kann ich dies nicht ohne einen Vorbehalt sagen. Mir hat das Buch eine schlaflose Nacht gemacht. Diesem Christentum fehlt etwas. Trotz der sozialen Gesinnung und Bildung des Verfassers, trotz allem christlichen Ethos: der Nächste! Ethik und Ethos, Ethos und Religion werden scharf geschieden. Das ist methodisch ganz nützlich. Geschichtlich und übergeschichtlich — das ist ja der rote Faden. Aber es kommt darüber Etwas zu kurz. Nämlich daß in der christlichen Religion ihrem Wesen, ihrer Stiftung und ihrem Stifter nach der Nächste mitten drin sitzt! Wir Christen haben Gott nicht ohne den Nächsten. Das ist ganz unmöglich. Gott selber wehrt es uns. Jesus wehrt es uns. Ich gebe mir Mühe in meiner Glaubenslehre das durchzudrücken. Die „effektvolle Beziehung zu einer Überwelt" (S. 21. 33) mag als Definition der Religion für den unvermeidlichen gott-losen Urbuddhismus genügen, aber das Christentum sprengt diesen Rahmen. Man redet heute in der christlichen Theologie so viel vom Gericht, nun wohl, so lasse man doch auch Matth. 25, 31 ff. theoretisch prinzipiell auf seine Definition des Christentums wirken! Psalm 73, 25 ist gewiß Religion, wundervolle, leidenschaftliche, tiefe Religion — aber Jesu Religion, Christentum ist es noch nicht, denn da ist immer der Nächste mit drin. Und in so fern auch „Welt": Geschichtliches im Übergeschichtlichen! „Allgenugsam Wesen" — ein wundervolles Lied. Aber wenn man es wörtlich nimmt, geradezu unchristlich. Auch das Alte Testament enthält noch andre Gotteserkenntnis als die Assaphs, andre Affekte, Gott Lob; sonst könnten wir es in unsrer Bibel nicht brauchen. Und „Eins ist not", aber ein Zweites dazu; und das ist nicht nur Folge oder Wirkung des Einen, sondern das ist immer schon mit drin. Und das hätte gerade der Neutestamentler uns ganz anders mit herausarbeiten müssen. Das gehört trotz aller Eschatologie mit zum Urchristlichen, mit zu Jesus bis in seine allerechtesten Worte und Taten hinein. Es ist bemerkenswert, daß Dibelius in seiner ausgezeichneten Analyse des Vaterunsers die zweite Hälfte der fünften Bitte, die doch schon der Urform angehört, kaum beachtet.

Mit diesem Stoßseufzer ist aber dem, was der Verfasser positiv darbietet, nichts abgebrochen, nur eine Lücke kenntlich gemacht, auf deren Ausfüllung wir nicht verzichten können. Rade

Zur Beurteilung des Propheten der Mormonen Joseph Smith jun. Ägyptologische Phantastereien des Mormonenpropheten. Von Dr. M. H. A. van der Valk. Aus dem Holländischen übersetzt von A. Basedow, Pfarrer in Eisenberg. Leipzig, J. C. Hinrichs 1923. 56 S. 8 Tafeln.

Das Mormonentum ist religionsgeschichtlich von hohem Interesse als eine im hellsten Lichte erstandene „Offenbarungsreligion". Der Stifter gehört mit seinem Berufungsglauben, seinen Visionen usw. zweifellos zur Gattung der „Propheten", steht hier aber weit draußen, auf der Linie, die zu dem schon im Altertum bekannten Typus des Schwindelpropheten hinüberführt. Besonders breite Angriffsfläche bietet sein Bestreben, nebenbei auch als großer Gelehrter und Sprachenkenner zu gelten. Selber jeder Bildung bar, und nicht imstande, seine Muttersprache ohne die gröbsten Fehler zu schreiben, richtet er Schulen ein, gründet eine Hochschule, nimmt mit seinen Ältesten hebräischen Unterricht, spickt seine Reden mit unverstandenen fremdsprachlichen Worten und Wendungen, erfindet ägyptische, hebräische Wörter. Einige ägyptische Totenpapyri, die ihm in die Hände kommen, gibt er heraus als „Buch Abrahams, eigenhändig von ihm geschrieben, als er in Ägypten war", wobei er die bekannte Darstellung des Anubis neben der Leiche als die Opferung des Isaak erklärt; und in den Kritzeleien einer eigens zum Zweck ihn zu narren angefertigten und „ausgegrabenen" Tafel findet er die Geschichte eines Nachkommen Hams.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, die nur einen Teil des umfangreichen Originals ins Deutsche überträgt, geht dem Mormonenpropheten unter Aufwand großer Gelehrsamkeit — zum Teil freilich zweiter Güte — zu Leibe, weist ihm seine gänzliche Unwissenheit und Verlogenheit nach und erklärt ihn für einen erblich belasteten und an Pseudologia phantastica leidenden Psychopathen. — Über Smiths sprachliche Kenntnisse ist man sich längst einig; auch daß er erblich belastet und geistig minderwertig war, ist gewiß richtig. Anfechtbar scheint mir aber das Schlußurteil, daß für ihn auch die Religion nur ein Mittel war, um seine Leidenschaft zu befriedigen und zu Macht, Ansehen und Reichtum zu kommen. Das hätte er auf anderem Wege doch wohl billiger haben können. Und seiner Rolle ist er auch in Verfolgung und Gefängnis treu geblieben. Darum kommt mir diese Lösung zu einfach vor. Da hat Ed. Meyer in seinem lesenswerten Mormonenbuche (1912) das Problem tiefer erfaßt. Der Wert der vorliegenden Schrift liegt überhaupt mehr nach der praktischen als nach der wissenschaftlichen Seite hin; dort wo es gilt der Mormonenpropaganda entgegenzuarbeiten, wird sie gute Dienste leisten. Walter Baumgartner

Kleine Mitteilungen. Ein übler Fehler blieb in der vorigen Nummer stehen: statt „vergönnte" muß es Sp. 803 Z. 31 v. u. heißen: vergraute. Sp. 794 Z. 30 werden die Leser leicht verbessert haben: Schichten für „Schriften". Endlich Sp. 815 Z. 41 lies dies statt „die".

Und nun bitten wir sehr um Beachtung des veränderten Programms für Coburg. Sachlich zwar ist nichts verändert, wohl aber in der Anordnung. Das Mysterium mußte auf Sonntag Abend verlegt werden, weil nur über Sonntag die Spieler sich losmachen können. Dadurch wurde Raum gewonnen für den Vortrag Wittes, der nun am Dienstag Abend stattfindet. — Sehr empfohlen sei allen denen, die es noch nicht kennen, bei dieser Gelegenheit ein Besuch in unserm Heim in Friedrichroda, Schreibersweg 6, vor und nach der Coburger Tagung. Siehe unten. R

Aus Zeitungen

Staatspräsident Willy Hellpach schrieb in der Vossischen Zeitung 208 vom 30. 8. über „Die Krisis des politischen Christentums". Nachdem er aus Anlaß des Austritts von Wirth aus der Zentrumsfraktion vom politischen Katholizismus geredet hat, fährt er fort:

„Die trostlosen Verlegenheiten und die harten Unstimmigkeiten, die auf der Weltkirchenkonferenz in Stockholm sichtbar wurden, sowie man die brennenden Großfragen der Gegenwart erfaßte: Klassengegensatz und Nationalstaatlichkeit — anders ausgedrückt: soziale Kämpfe und nationale Kriege — zeigen das andre Teilstück ...

„Hilfloser als die offizielle evangelische Kirche Deutschlands kann man allerdings den riesenhaften Problemen der Gegenwartswelt nicht gegenüberstehen. ...

„Verhängnisvoll, nicht so für die deutsche wie für die christliche Sache ist die Argumentation, mit welcher Würdenträger der deutschen evangelischen Kirche diesem richtigen Wege (eines weltoffenen Christentums, das auch das Werkzeug des Völkerbunds nicht verschmäht) sich versagen. Denn ... sie drängt das Christentum von allen praktischen Auswirkungen ab, wenn sie dem praktischen Leben ‚seine' irdischen Gesetze zuschreibt, denen gegenüber die göttlichen Kräfte und Gesetze offenbar ohnmächtig sind.

„Das Trübste aber ist, daß Niemand der lutherischen Kirche des preußischen Deutschland einen derart resignierenden Fatalismus wirklich glauben wird, weil ihre Diener sich großenteils in viel zu offenkundigem Widerspruch dazu gesetzt haben. ...

„Selten noch ist die Zwiespältigkeit des evangelischen ... Kirchentums so unverhüllt als Christentum mit doppeltem Boden in Erscheinung getreten; man ist nur im stillen Kämmerlein ein Christ und ein Kind des Gottesreichs, denn Christsein ist eine rein innerliche Angelegenheit; in öffentlichem Wirken aber geht man mit allem, was die irdischen Gesetze des öffentlichen Lebens und Treibens erlauben, und der Versuch, das öffentliche Leben durch öffentliches Wirken zu durchchristlichen, wird über ganz bestimmte, sehr enge und von einer lange versunkenen Vergangenheit gesetzte Grenzen hinaus gar nicht erst unternommen. ...*)"

Wöchentliche Chronik

Die lutherische Kirche von Elsaß-Lothringen hat 71 von 224 Pfarrern verloren, 41 durch Abwanderung nach Deutschland, 14 durch Pensionierung, 9 durch Tod, 7 durch Übertritt zu anderen Berufen. Von den 237 Pfarrstellen waren Ende 1924 51 unbesetzt, 18 werden durch Pfarrverweser bedient. Von den 48 reformierten Pfarrern sind 29 aus dem Dienst geschieden und nur 15 neu eingetreten. 50% aller Geistlichen ist über 50 Jahre alt.

In Jugoslawien gibt es noch 37 reformierte Pastoren gegen 50 in 1918; die fehlenden sind meist ausgewiesen, in letzter Zeit wieder Pastor Karl Szigeti in Vadroc. Die reformierte Kirche hat durch die Agrarreform viele von ihren Gütern verloren, so daß 11 von ihren Pastorenstellen wegen Mangel an Dotation nicht ausgeschrieben werden konnten.

Die 1924 erschienene von Dr. Ambrosius Czakó verfertigte ungarische Übersetzung des Kutterschen Buches: „Sie müssen" (1904) wurde von der Budapester Polizei wegen seinem religionsfeindlichem und zum Klassenhaß reizenden Inhalt beschlagnahmt und gegen den Übersetzer das gesetzliche Verfahren eingeleitet.

Am letzten Tage der zugelassenen Frist hat England von der ihm durch den Lausanner Friedensvertrag eingeräumten Liquidationsbefugnis Gebrauch gemacht, um den Muristan in Jerusalem, ein Geschenk des Sultans anläßlich der Jerusalemfahrt des Preußischen Kronprinzen 1869, der als einziges noch bebauungsfähiges Terrain innerhalb des alten Jerusalem unschätzbaren Wert besitzt, uns zu enteignen. Es schwebten Verhandlungen wegen des Verkaufs mit dem englischen Zweig des Johanniterordens; ohne das Ergebnis dieser Verhandlungen abzuwarten, hat England nunmehr zu Gewaltmaßnahmen gegriffen.

Chr. Kaiser Verlag, München, kündigt eine Textausgabe ausgewählter Werke Calvins an, 5 Bände, ähnlich der Lutherausgabe von Clemen. Herausgeber ist Pfarrer Peter Barth in Madiswil, Ct. Bern. Für Subskribenten der Band 10 Mark.

Von Personen. Berufen der a. o. Professor der Philosophie Friedrich Brunstäd-Erlangen als Systematiker in die theologische Fakultät Rostock; Oberkonsistorialrat D. Paul Conrad von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Vizepräsident des Oberkirchenrats, wurde Oberdomprediger und Ephorus des Domkandidatenstiftes. Gestorben: Patriarch Photios von Alexandria, auf der Heimreise von Stockholm. E St

In **Dresden** spricht Pfarrer Herz Sonnabend, den 19. September über „Stockholm und den freien Protestantismus". Königs Gesellschaftshaus, Blumenstraße 3. Öffentlich.

In **Wiesbaden:** Theologische Arbeitsgemeinschaft 28. September bis 1. Oktober. Anmeldung und Auskunft bei Pfarrer Rumpf, Humboldtstraße 7.

Über **Coburg** siehe oben Sp. 861 Kleine Mitteilungen und das Inserat.

Versammlungskalender

September 19.—22. Deutscher Verband für Kindergottesdienst Stuttgart.
20.—22. Gustav Adolf-Verein Gießen.
24.—28. Deutsch-Evangelischer Frauenbund Ulm.
27.—30. Allg. Ev.-Prot. Missionsverein Chur.
28.—1. Oktober. Arbeitsgemeinschaft Wiesbaden.
28.—2. Oktober. Deutsche Philologen und Schulmänner Erlangen.
Oktober 4. 5. Evangelisch-Sozialer Kongreß Nürnberg.
5.—7. Bund für Gegenwartchristentum Coburg.
11.—13. Theologischer Ferienkursus Neumünster.
12.—16. Theologischer Ferienkursus Halle.

Unser Heim

Viele unsrer Leser wissen noch gar nicht, daß es ein Haus gibt, das für den Freundeskreis der Christlichen Welt mit Recht diesen Namen führt. Es steht in Friedrichroda in Thüringen und ist Eigentum der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt". Seine Gründung im Jahre 1918 erwuchs aus dem Wunsche heraus, einen Mittelpunkt auch für Gemeinschafts-Leben in unserem Kreise zu schaffen. Viele Freunde und solche, die dem inneren Geist der Christlichen Welt nahe stehen, sind in diesen sieben Jahren durch unser Heim hindurchgegangen und haben darin Erholung, Stille und Gemeinschaft gefunden.

Es ist ein Erholungsheim, das Sommer und Winter seinen Gästen offen steht. Direkt am Wald gelegen, spürt man darin nichts von Unruhe und Lärm des Kurortes. Und ist doch so unmittelbar nahe am Ort, daß man an jeder Veranstaltung der Kurverwaltung, an jedem Vorteil, jeder Unterhaltung, die den Kurgästen geboten wird, ohne Schwierigkeit teilnehmen kann.

Im Hause herrscht Freiheit und Gemeinschaft in schöner Harmonie. Jeder kann sein Leben führen, wie er will, kann einsam bleiben oder sich anschließen. Die gemeinsamen Mahlzeiten bilden die natürliche Brücke des Kennenlernens.

Das eigentlich Charakteristische und Zusammenschließende sind die abendlichen Zusammenkünfte, die zu besuchen Jedem freisteht, die aber Abend für Abend die Mehrzahl der Gäste zusammenschließen. „Hausväter", aus dem Kreis der Freunde im Voraus dafür ausgewählt, tragen die Verantwortung für die Gestaltung dieser Abende, die in bunter Mannigfaltigkeit Ernstes und Heiteres, Schönes und Tiefschürfendes zum Inhalt haben.

Gemeinsame Spaziergänge und Ausflüge in die schöne Natur, trauliches Beisammensein an Regentagen verstärken und fördern den Zusammenschluß.

Sehr schön ist es, Weihnachten und Neujahr im Heim zu feiern. Eine ganz eigene Sache, einmal losgelöst von allen häuslichen Pflichten in einem Kreis Gleichgesinnter diese Feste zu feiern! Es sei dies ganz besonders den Einsamen unter uns empfohlen.

Das Haus ist schlicht und solid ausgestattet, die Preise mäßig, Verpflegung gut und reichlich. (Man beachte das fortlaufende Inserat.) Die Fürsorge der Hausmutter macht auch Rekonvaleszenten das Heim besonders empfehlenswert. So manche denken dankbar an eine stille lange Erholungszeit darin zurück.

Anfragen und Anmeldungen an die Hausmutter, Frau Minnie Blume, Schreibersweg 6. D R

*) Es stehen noch sehr scharfe Worte in den weggelassenen Sätzen. Man lasse sich den Artikel kommen.

Unser Urteil über das Stockholmer Konzil behalten wir uns durchaus vor. Die evangelische Gruppe in Deutschland, die vielleicht am meisten auf die Weltkonferenz eingestellt war, die des „Bundes für Gegenwartchristentum" und der „Freunde der Christlichen Welt", blieb von der Vertretung in der deutschen Delegation so gut wie ausgeschlossen. Unsre Berichterstatter waren selbstverständlich dort. Wir erwarten vier Berichte; wenn es sich nach unsern Gedanken ermöglichen läßt, sollen sie alle vier in nächster Nummer zu Tage kommen.

Ein fälliger Artikel von Hermelink über das Zentrum ist leider durch den Schritt des Dr. Wirth überholt; da Hermelink in Stockholm und Oslo weilte, konnten wir bisher von ihm noch keinen Ersatz erlangen. Von Hermelink, der uns über Stockholm und Oslo berichten wird, liegen inzwischen sehr beachtenswerte Aufsätze über Stockholm in der Frankfurter Zeitung vor: Nr. 644, 648, 660, vgl. den Leitartikel in 662.

Inzwischen hat Hellpach noch einmal das Wort genommen in Nr. 670 derselben FZ: „Sola fide?" D H

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L

Bund für Gegenwartchristentum

4.—7. Oktober 1925 in Coburg

Sonntag, 4. Oktober, abends 8 Uhr: Aufführung des Mysteriums **„Die Apostel"** im großen Saale des Hofbräuhauses.

Montag, 5. Oktober, nachmittag 3 Uhr: Mitgliederversammlung des **Thüringer Volkskirchenbundes** im kleinen Saale des Hofbräuhauses. — 5 Uhr: Hauptversammlung der **Freunde der Christlichen Welt** ebenda.

8 Uhr: Begrüßungsabend im großen Saale des Hofbräuhauses. Vortrag von Professor D. Heussi (Jena): **Luther und der Bauernkrieg.**

Dienstag, 6. Oktober, früh 8½ Uhr: Morgenfeier in der Lutherkapelle auf der Veste: Pastor D. Mensing (Dresden). — 9½ Uhr: Führungen durch die Sammlungen der Burg. — Punkt 11 Uhr: Erste Hauptversammlung im Kongreßsaal auf der Veste. Vortrag von Staatspräsident a. D. Dr. Hieber (Stuttgart): **Der protestantische Staatsgedanke.** — 12½ Uhr: Mittagessen im Festungshof. — 2 Uhr: Aussprache, eröffnet durch Prof. D. v. Soden. — 8 Uhr: Vortrag von Missionsdirektor D. Witte (Berlin) im großen Saale des Hofbräuhauses: **Der Kampf Chinas um eine neue Zukunft und unsre Stellung dazu.** — 9 Uhr: Fortsetzung der Hauptversammlung der Freunde der Christlichen Welt im kleinen Saale des Hofbräuhauses.

Mittwoch, 7. Oktober, früh 8½ Uhr: Zweite Hauptversammlung im Kongreßsaal. Vortrag von Professor D. Weinel (Jena): **Völkische Bewegung und Christentum.**

Nachmittags Ausflug nach der Rosenau. — Abends Beisammensein im Gasthof zum Bären.

Wohnungsanmeldungen (einige Freiquartiere, Privatquartiere 2.50 M., Hotels 3.60—5 M., im „Festungshof" 25 Betten zu 4 M.) baldigst an Direktor Meckel in Coburg, Gaswerk. Tagungskarte 3, Einzelkarte 1 M. Empfangsbüro Sonntag und Montag im Reichshof gegenüber dem Bahnhof, nachher auf der Veste.

Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt

Ordentliche Mitgliederversammlung

Montag, den 5. Oktober, nachm. 5 Uhr in Coburg, Hofbräuhaus. Tagesordnung: 1. Jahresbericht. 2. Kassenbericht. 3. Wahlen. 4. Die Konsequenzen von Stockholm.

Der Vorstand.

Bund für Gegenwartchristentum, Leipzig

Vorträge mit anschließender Aussprache im Konfirmandensaal der Reformierten Gemeinde Leipzig, Tröndlinring 7, EG., abends 8 Uhr pünktlich.

18. 9. Rektor **Hennicke,** Mockau: **Karl Ludwig Schleich.**
9. 10. Professor D. **Martin Rade,** Marburg: **Der Nächste im christlichen Gottesbegriff.**
23. 10. Pfarrer **Herz,** Gohlis: **Die Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum.**
6. 11. Privat-Dozent Dr. **Volkelt,** Abteilungs-Vorsteher am Psychologischen Institut der Universität Leipzig: **Aus der Religionspsychologie des Kindes und des Jugendlichen.**
20. 11. Professor D. **Gunkel,** Halle: **Erklärung der Psalmen.**
4. 12. Aussprachеabend. Fragenbeantwortung.
13. 12. (Sonntag), ½8 Uhr: **Adventfeier** im Gemeindehause Gohlis-Nord, Treitschkestraße 20.

Eintritt frei. Gäste willkommen.

St. Petri-Dom, Bremen.

An unserem St. Petri-Dom ist am 1. April 1926 infolge Ablebens des bisherigen Inhabers **die Stelle eines Predigers** zu besetzen. Es kommen nur Bewerber **positiver Richtung,** im Alter von 30—40 Jahren, evangelisch-lutherischer oder evangelisch-unierter Konfession in Frage.

Bewerbungen werden bis zum 5. Oktober 1925 an das Büro der Domkirche, Bremen, Sandstr. 9a erbeten, unter Beifügung eines Lebenslaufes, der beiden theologischen Prüfungszeugnisse und etwaiger Druckschriften, Predigten usw. Von dem genannten Büro werden auch die näheren Bedingungen auf Wunsch zugesandt.

Bremen, im September 1925.

Die Bauherren der St. Petri-Domkirche.

Evangelischer Verlag, Heidelberg

Monatsblätter für Kinderkirche, Jugendgottesdienst und Religionsunterricht.

Herausgeber: Pfarrer **R. Emlein,** Schmieheim bei Lahr.

Jeden Monat eine Nummer von 16 Seiten. Preis vierteljährl. 1—4 Stück M. 2.—, bei 5 Stück M. 1.50, bei 10 Stück und mehr je M. 1.—. Nur unmittelbar vom **Evangelischen Verlag, Heidelberg,** zu beziehen.

Die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter (D. Jäger, Käblitz, Lehmann, Hahn, Dreutler, Specht, Bregenzer, Fehrle, Wanner, Dörflinger u. a. m.) bürgen für hohe Leistungen und gediegenen, brauchbaren Stoff; die Fortbildungsschule wird mitbehandelt. — Eine bessere und geeignetere Zeitschrift kann sich der Geistliche kaum halten. Als Probe wird auf Wunsch unentgeltlich die Oktobernummer geliefert.

Für die Besucher des Kindergottesdienstes ist als billigstes vierseitiges Jugendblatt bestimmt unsere

Die Kinder-Kirche.

Sonntagsblatt für die evangelische Jugend.

Herausgeber: Pfarrer M. Weiß, Heidelberg.

Jede Woche ein vierseitiges Blatt mit Bild. Erbaulich, belehrend, unterhaltend, findet die „Kinder-Kirche" eine immer größere Verbreitung. Zur Einführung Probeblätter in benötigter Anzahl vier Wochen hindurch unentgeltlich. Preis bei regelmäßigem Bezug von mindestens 5 Stück 2 Pfg. die Nummer portofrei. Es werden stets die Nummern für vier Sonntage zusammen im voraus versandt.

Evangelischer Sonntagsgruß.

Herausgegeben von Stadtpfarrer Rothenhöfer in Mannheim, unter Mitwirkung von Prof. D. O. Baumgarten in Kiel und Pfarrer Lic. Jüngst in Stettin. Preis: bei 5 Stück und mehr, regelmäßig bezogen, die Nummer 2 Pf. portofrei.

Auf jeden Sonntag erscheint eine Nummer. Dieser Sonntagsgruß wird von vielen Gemeinden auf Fondskosten bezogen, damit der Geistliche und die Gemeindeschwestern bei ihren Krankenbesuchen das Blatt in den Häusern regelmäßig abgeben können; es bietet somit eine wesentliche Hilfe bei der Seelsorge.

Für Lesegottesdienste in der Diaspora oder in Familien auf dem Lande wird der Sonntagsgruß sehr begehrt.

Als **wöchentliches Gemeindeblatt** empfehlen wir, eine Sonderausgabe unseres Sonntagsblattes in Erwägung zu ziehen:

Die Kirche — Der Sonntag.

Evangelisches Gemeindeblatt für Thüringen.

Evangelisch-protestantisches Sonntagsblatt mit der monatlichen Beilage **„Bilderbote für das evangelische Haus".**

Herausgeber: Pfarrer Fr. Doerr, Richen.

Das verbreitetste volkstümliche evangelische Sonntagsblatt freier Richtung. 48. Jahrgang. Jede Woche achtseitig; die Seite 23×31 cm groß. Probenummern unentgeltlich. **Preis vierteljährlich:** für die Leser M. 1.20, für die Agenten bei mindestens 20 Stück 90 Pf. bei portofreier Zusendung. (Auf Wunsch monatl. Bezugspreis 40 Pf.

Sonderausgaben mit eigenem Titel

für einzelne Provinzen, Städte oder Kirchengemeinden werden bei regelmäßigem Bezug von mindestens 300 Stück **ohne Aufschlag mit besonderen Nachrichten** im Umfang einer Spalte der 6. Seite geliefert. **Zur Einführung** stellen wir **zwei Wochen hindurch Werbeblätter** mit eigenem Titel und eigenen Nachrichten **unentgeltlich** zur Verfügung. Bereits 30 solcher Sonderausgaben.

Als **monatliches Gemeindeblatt** erscheint bei uns:

Evangelischer Gemeindebote für ....

(für verschiedene Ausgaben **Dorfheimat** betitelt).

Erscheint monatlich vierseitig in 70 Ausgaben.

Herausgeber: Pfarrer D. A. Ludwig, Eichstetten, und Pfarrer Winkelmann, Alzey.

Jede Gemeinde (Ausgabe) hat einen eigenen Kopf, die erste und vierte oder nur die vierte Seite sind für die Gemeindenachrichten bestimmt, also bei jeder Ausgabe verschieden, während die zwei inneren bzw. drei ersten Seiten denselben Text enthalten.

Zur Einführung liefern wir für den ersten Monat so viele Blätter, als der Herausgeber wünscht; er braucht von diesen Blättern nur die zu bezahlen, die ihm selbst bezahlt werden. Vom zweiten Monat ab sind alle bezogenen Exemplare zu zahlen. Der Preis richtet sich nach der Auflage und beträgt bei mindestens 150 Stück monatlich 9—14 Pf. für das Stück, der Preis ermäßigt sich je nach der Auflage bis auf 5—8 Pf. das Stück bei 501 Stück und mehr

Evangelischer Verlag, Heidelberg

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Oktober Goldmark 1.—; im Auslande für das Vierteljahr Okt.—Dezbr. Goldmark 3.—; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Doppelnummer Gm. —.60. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0.20, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0.15. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 1. Oktober

Dieser Nummer liegen bei: Prospekte **Ankündigung einer neuen Calvin-Ausgabe** (Chr. Kaiser Verlag, München), **Die Religionswissenschaft in Selbstdarstellungen** (Felix Meiner Verlag, Leipzig), **Wissenschaft und Bildung** (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig), und **Bremer Zigarren-Angebot** (Heinrich Müller, Bremen). Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.